Mimikry

Maria Janitschek



Mimikry

von

Maria Janitschek

W. T.

Hermann · Seemann · Nachfolger ·
· Leipzig ·

(Fortsetzung siehe 3. Seite des Umschlags.)

Maria Janitschek

Mimikry

Von derselben Verfasserin sind ferner im Verlag von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig erschienen:

Die neue Eva. II. Auflage. 3.–4. Tausend. Preis br. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Aus Aphroditens Garten, 2 Bände:

Band I: **Maiblumen.** } II. Auflage.
Band II: **Feuerlilie.** } Preis pro Bd. br. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Auf weiten Flügeln. Novellensammlung. Preis br. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Mimikry

Ein Stück modernes Leben

Von

Maria Janitschek

Leipzig
Hermann Seemann Nachfolger
1903

Druck der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig

I.

Rasso Gessenharter stand grübelnd vor seinem Tonmodell. Wenn man die Dame mit dem impertinenten Gesichtchen unters Kinn faßte, und ihr den Kopf hoch hob, dann war sie ein Becher. Rasso hatte das fein komponiert und war eben daran, es in Gips formen zu lassen, als Vorbereitung für den späteren Bronzeguß, denn Madame war Bestellung. Wie er sie noch einmal kritisch betrachtete, fühlte er ein merkwürdiges Prickeln in den Fingern. Ein Faustschlag und das zierliche Weibchen war in Scherben. In früheren Zeiten hatte er sich häufig solche hübschen Scherze geleistet. Damals war er oft wie ein gereiztes wildes Tier im Käfig in seinem Atelier herumgerast, aber später war er klug geworden.

Er warf mit ironischem Grinsen einen nassen Lappen um die Figur, streifte seinen Kittel ab und richtete sich zum Ausgehen her.

Ein stürmisches Pochen an der Tür ließ ihn aufhorchen. Einen Augenblick lang zögerte er, dann riß er den Riegel ungeduldig zurück und öffnete. Vor ihm stand in einem schlecht

sitzenden Anzug ein Jüngling mit dunklem Lockenhaar und der zarten Schönheit eines St. Sebastiano. Rasso blickte ihn ungewiß an, dann flog ein Ausdruck sprachloser Verwunderung über sein Gesicht.

Der Ankömmling drängte ihn ins Atelier zurück und warf sich ihm an die Brust. „Rasso, alter lieber Kerl! Was hab ich mich nach dir gebangt! Die Polizeibureaus bin ich abgelaufen, um deine Adresse zu erfahren. Endlich! Gemein bleibt es aber doch von dir, mich und die Mutter Jahre lang kein Sterbenswort hören zu lassen."

Rasso hatte den um vieles jüngern und kleinern Bruder an den Schultern gefaßt und betrachtete ihn. „Herr Gott! Das Ausgeschau! Schmachtlocken und einen Umlegekragen! Bist du an einem Theater als Liebhaber engagiert? Emil, Emil, und wolltest doch Lehrer werden! Was meint die Mutter dazu? War ihr denn ein Künstler in der Familie nicht genug?"

Emil hatte sich einen Stuhl herbeigezogen und ließ sich nieder. „Sei nicht so bitter! Es ist alles natürlich zugegangen. Ich hab das Gymnasium verlassen, hab's dort nicht mehr aushalten können. Ich will meiner Muse leben."

Rasso kreischte auf, schlug sich auf den Schenkel und setzte sich rittlings auf einen Hocker.

„Weshalb lachst du?“ Der jüngere Bruder sah ihn vorwurfsvoll an. „Als du damals vor Jahren ebenfalls mitten im Semester deine Studien abbrachst, um hierher nach der Kunstschule zu eilen, habe ich auch nicht gelacht. Jeder tut eben, wie er muß. Allerdings —“ Emils fast mädchenhaft scheue Augen glitten rasch über die sommerlich kostümierten Damen hinweg, die in Gips und Ton auf Postamenten und hölzernen Etageren umherstanden. „Das hätte ich nie von dir erwartet. Du, der Herbste der Herben! . . .“

„Gelt?“ Rasso zwinkerte ihm mit den Augen zu „so verändert sich die stolz zugeknöpfelte Tugend und wendet plötzlich den Pelz nach außen, anstatt die haarige Seite nach innen verborgen zu tragen. Heute sieht man gleich, was ein Eber und was ein Schaf ist, die Mode will's so. Aber du scheinst ja rein von nichts zu wissen.“

„Sag mir um alles in der Welt,“ Emil hatte sich erhoben und war vor eine Tongruppe getreten, „was bedeutet das? Küsseempfangende Frau“ buchstabierte er vom Sokel ab.

Rasso wandte nachlässig den Kopf hin. „Interessiert dich das so? Dame Zeit, auf dem curulischen Stuhl thronend, läßt sich die Schulter von einem Bock küssen.“

„Aber . . .“

1*

„Na ja, das ‚aber' ist ja gerade das hübsche dabei. Die Ziegen haben rauhe Zungen. Madame empfindet das höchst mollig, wie du aus ihren Zügen lesen kannst. Du siehst links den Jüngling, ihren früheren Liebhaber, beschämt abziehen . . ."

„Rasso!"

„Emil!" erwiderte Rasso pathetisch und legte seine Hand auf des Bruders Schulter. „Übrigens, sag, bist du mich besuchen gekommen, oder was willst du eigentlich hier? Ich habe nämlich — wenig Zeit . . ."

Emils Gesicht färbte sich höher. Er riß seine Blicke von der Gruppe los und sah dem ältern frei in die Augen. „Ich habe dich aufgesucht in der Hoffnung, daß du mich unterstützen könntest."

„Unterstützen, wobei?"

„Bei meinen Bestrebungen."

„Weißt du denn, was du willst?" Rasso runzelte die Brauen.

„Ja, das weiß ich. Ich will Bücher schreiben, in denen Sonne ist, denn Schatten haben die Menschen genug, Bücher, in denen jede Zeile lacht, denn Kummer bringt ja doch der Tag; ich will ihnen Bäume pflanzen und Lauben bauen, und während sie bei mir zu Gast sind, sollen sie denken: Ich bin bei einem guten Menschen eingekehrt."

„Und was soll ich bei diesem schönen Unternehmen?“ fragte Rasso eisig.

„Du sollst mich beherbergen, damit ich ungestört schaffen kann.“

Der ältere Gessenharter lachte überlegen. „Erstens bin ich ein armer Teufel, denn ich verdiene trotzdem —“ er machte eine ironische Handbewegung gegen die Abgüsse seiner Werke, „noch immer zu wenig. Ich nehme ja nicht wenig ein, aber man hat doch so allerlei Ausgaben, die größere Summen verschlingen. Ferner aber finde ich, daß die Welt einem so edlen Mann wie dir als Dank für seine Bäume und Lauben doch wenigstens das nötigste Brot liefern sollte.“

„Ich zweifle nicht, daß ich mir später Geld erschreiben werde,“ warf Emil schüchtern ein.

„Aber sehr später, mein Freund. Oder wie, glaubst du, daß man die Erlaubnis, Gutes zu schaffen, so leicht erlangt? Zuerst mußt du die Aufmerksamkeit der Leute erregt haben; entweder durch hervorragende Banalität oder durch andere Mittel. Er wies nach seiner Tongruppe. „Du mußt die ganze Metamorphose der menschlichen Entwickelung durchmachen und erst Tier sein, bevor man dir gestattet, Ebenbild Gottes zu werden.“

Emil spie aus. „Bevor ich — Bock würde, verhungerte ich lieber. Aber mein Gastmahl

sollen sie doch mit mir teilen. Ich will ihnen ein freigebiger Mundschenk sein."

„Sie werden gar nicht Notiz von dir nehmen, mein Junge, glaub mir. Erst wenn du mit Feuer ihre Lippen gekitzelt hast, wirst du anfangen, für sie zu existieren. Rechne doch mit der Wirklichkeit, bevor du den Beruf eines Schriftstellers erwählst."

„Ich will mit nichts rechnen, wenn ich zu Grunde gehe, wird es wenigstens ein ehrliches Sterben sein." Er sah so rührend in seinem kindischen Ernst aus, daß Rasso Mitleid mit seiner Jugend empfand.

„Ohne Mimikry kommst du nicht weiter, mein Guter. Mimikry ist das Geheimnis aller Menschen, die etwas erreicht haben. Ohne Mimikry kann der prächtigste Schmetterling die Beute eines gemeinen Raubvogels werden, der leuchtendste Käfer von der Nadel eines Buben gespießt werden. Mimikry ist das einzige Hülfsmittel, das jeder Mensch zu seinem Fortkommen von der Natur erhält. Merk dir das Wort. Aber komm jetzt. Wir wollen zum Mittagbrot gehen. Vielleicht gelingt es mir, bei einer Flasche Wein dir doch noch den Kopf zurecht zu setzen, damit du wieder heimkehrst."

„Nie," versetzte Emil entschieden, „wenn du mir nicht helfen kannst, so ändert das doch

nicht im geringsten meine Pläne. Ich muß meinem innern Drang gehorchen."

„Genau so habe auch ich einmal gesprochen." Rasso schlug die Tür des Ateliers hinter ihnen beiden zu. Über einen düstern Hof kamen sie auf die Straße hinaus. Die Vorübergehenden sahen sich nach Emil um, besonders die Frauen. Rasso lächelte in sich hinein und schob den Bruder, der die Leute und Schaufenster naiv betrachtete, bald in ein bescheidenes Weinhaus, wo sie sich niederließen.

Rasso bestellte Essen und Wein, und während sie tüchtig zugriffen, öffnete er nochmals die Schleusen seiner Beredsamkeit, um den Bruder von seinem Vorhaben abzubringen. Er führte die alte Mutter ins Vordertreffen, die doch ihr kleines Vermögen nicht umsonst für ihre Söhne geopfert haben sollte. Einer von beiden wenigstens sollte es doch zu etwas bringen.

„Du hast es doch schon zu etwas gebracht," sagte Emil eigensinnig, „und ich bringe es auch noch einmal zu etwas."

„Aber das kann jahrelang dauern. Hättest du doch mindestens dein Maturitätsexamen gemacht! Da rennt das alles vor der Zeit weg. Nomadenfieber, nichts als Nomadenfieber, genau wie vor Jahrtausenden.

Damals nahm man seine Schafe mit, und wenn der eine Weideplatz abgegrast war, zog

man weiter. Heute wechselt man rascher den Aufenthalt. Ein Reisekoffer ist leicht untergebracht. Ist's nicht, als ob die Zeit einer Völkerwanderung angebrochen wäre? Handwerker, Künstler, Könige und Kaiser haltens nicht länger auf der Scholle aus und irren unstät von einem Punkt zum andern. Ihre Großstädte, diese Wüsten, werden bald leer von Sauerstoff sein. Emil, geh wieder heim!" Der ältere Bruder neigte sich zärtlich zu dem jüngern. „Geh zur Mutter zurück und werde Schulmeister. Bist so'n netter Bursche, willst du werden wie ich bin? Sieh mich an." Er wies auf seine zerfurchte Stirne, auf das eingefallene farblose Gesicht, aus dem nur die Augen wetterleuchteten.

Emil schüttelte mit der Hartnäckigkeit des Schwärmers den Kopf. „Ich bleibe. Aber wiedersehen will ich dich erst, wenn ich etwas erreicht habe."

„Mach keine Dummheiten. Wenn du auf deinem Entschluß beharrst, werde ich dir natürlich, so viel es in meiner Macht steht, behülflich sein."

Er stützte den Kopf in die Hand. „Du wirst dich selbstverständlich vorerst um irgend eine Beschäftigung umtun müssen. Entweder in einer Redaktion eine kleine Stellung suchen oder Stunden geben, oder was weiß ich versuchen müssen, um ein paar Heller herein-

zubekommen. Dichten," er betonte das Wort ironisch, „kannst du in deiner freien Zeit."

Emil blickte ihn an. „Glaubst du, daß es nötig ist, noch eine Nebenbeschäftigung . . ."

„Hauptbeschäftigung zu haben," fiel ihm Rasso rauh ins Wort. „Ja freilich und sehr. Dieweilen ich dich nicht unterstützen kann, mein Ärmster. Überleg's noch, es sind achtzehn Stunden bis in unser Heimatsstädtchen, ich zahl dir die Heimfahrt."

Emil machte eine Bewegung der Ungeduld.

„Weshalb bist du übrigens gerade hierher gekommen?"

„Weil es die nächste Großstadt war, und weil ich dich hier wußte."

„Sehr verbunden. Hättest du doch noch einige Zeit gewartet. Eines Tages wäre ich wohl zu Euch gekommen, vielleicht! . . ." Rasso bezahlte und verließ mit dem Bruder das Lokal.

„Bist du in einem Hotel abgestiegen?"

„Beim ‚grünen Kranz' am Südbahnhof."

„Uff!" machte Rasso, „aber bleib dort, es ist billig." Er blieb stehen. „Ich will darüber nachdenken, wie ich dir am nützlichsten sein kann. Morgen komm ich zu dir. Adieu! . . ."

Emil ergriff zögernd die dargebotene Hand.

„Du gehst schon, gehst du nach Hause?"

„Nein."

„Dann laß mich noch ein Stück mitgehen."

„Lieber nicht.“ Rasso murmelte einige Ausflüchte.

„Ah, ich errate.“ Der jüngere Bruder lächelte.

„Du hast eine Verabredung. Hab ich recht?“

Rasso schwieg, aber ein Ausdruck der Innigkeit trat in seine Augen.

II.

Am andern Tag begann er seine Versuche, um für den Bruder eine Stellung aufzutreiben. Er wollte nicht ohne Ergebnis den „Grünen Kranz“ aufsuchen. Er ging nach der Redaktion mehrerer Blätter, erreichte aber nichts. Auf einigen waren schon so und so viele Volontäre vorgemerkt, auf andern hingegen waren alle kleineren Posten von Damen besetzt. Gewöhnlich dort, wo ein älterer Chefredakteur das Zepter führte, grünte die holde, weibliche Jugend. Auch auf dem statistischen Bureau, an das Rasso sich wandte, um eventuell für Emil eine kleine Stelle zu finden, waren ihm gefällige Botticellischeitel und seidene Unterröcke zuvorgekommen.

Sie mit ihrem schlanken Körperchen hatte sich durch die feinsten Türritzen der poesielosesten Ämter und Bureaus zu drängen verstanden, um die paar Würzelchen Nahrung dieses kärglichen Erdreichs für sich zu erkämpfen.

Rasso lächelte in sich hinein über die Erfahrungen, die er machte, und wenn es sich nicht um das Schicksal des Bruders dabei gehandelt hätte, ihm wäre dieser Tag sehr unterhaltend gewesen.

Schließlich sollte seinen Eifer doch noch ein Resultat belohnen. Ein Bekannter von ihm, der in der schönwissenschaftlichen Welt einen nicht unbekannten Namen besaß, gab ihm die Adresse einer Dame, die nach einem Lehrer für ihren kränklichen Sohn suchte. Möglicherweise konnte das für Emil ein passender Unterschlupf werden, wenigstens für die erste Zeit, bis er gezeigt hatte, wozu er eigentlich am besten befähigt war.

Vergnügt suchte Rasso den Bruder am nächsten Tag auf, um ihm das Ergebnis seiner Bemühungen mitzuteilen. „Mach dich gleich auf den Weg,“ riet er, „sonst kommen dir andere Bewerber zuvor.“

Anstatt froh über die Nachricht zu sein, wurde Emil nachdenklich und begann allerlei Einwendungen zu machen. Erst als er Rassos Gesicht sich verfinstern sah, erklärte er sich bereit, der Dame sich vorzustellen. Rasso sollte ihn hinbegleiten.

Frau Brancu, sie war Rumänin, bewohnte weit draußen in einem der Vororte eine Villa. Die Brüder mußten die halbe Stadt durch-

queren, um hinaus zu gelangen. Emil hing sich an Rassos Arm und war glücklich wie in seiner Kinderzeit neben dem ältern Bruder hergehen zu können.

Die prachtvollen Kaufläden im Zentrum der Stadt erfüllten den Provinzler mit hellem Entzücken. Nur eins stimmte ihn nachdenklich. „Wie geht das zu?" fragte er kopfschüttelnd. Sie standen vor einem Schaufenster, hinter dessen Spiegelscheiben moderne Keramik ausgestellt war. „Sieh, immer dasselbe Motiv. Diese Vase: ein Frauenkörper, dieser Leuchter: ein Frauenkörper. Diese Aschenschale: ein armes verkrümmt daliegendes, kleines Frauchen. Immer sie, sie! Und hier nebenan im Bijouterieladen wieder dasselbe. Ihr bedauernswerter Körper ist verrenkt worden, um das Oval eines Bilderrahmens zu formen, hier liegt sie als Briefbeschwerer auf das Gesicht geworfen, hier sind ihre Glieder auseinander gezerrt, um als Einfassung eines Tintenzeuges zu dienen, hier stellt sie aufgereckt mit gesenktem Kopf den Griff eines Papiermessers dar. Das ist ja unheimlich! Wie läßt sich die Frau das gefallen? Macht sie nicht Revolution dagegen, daß ihr Körper so profaniert wird? Sieh doch, selbst hier beim Goldschmied. Ihr Gesicht, von verwirrtem Haar umgeben, ist auf die Gürtelschnalle geprägt und ihr kauernder Körper als Petschaft

verwendet. Ihr Nacken paradiert auf Manschettenknöpfen und ihre Brust ist zum Ornament geworden, das ein silbernes Zigarettenetuis umsäumt. Ist es möglich?!"

„Reiner Tor, kneife meinen Arm nicht so unmenschlich, bin ich etwa daran schuld! Klage die Mode, die Zeit an."

„Hast du die Zeit nicht als Frau dargestellt? Protestiert sie nicht gegen ihre Verunglimpfung?"

Rasso lachte. „Im Gegenteil." Ihm war das moderne Weib ein Greuel. „Sie gilt augenblicklich als Alleinherrscherin. Sie hat alle Macht an sich gebracht, die Phantasie der Männer so lange umbuhlt, bis diese ihr den Gefallen erwiesen, ihr den Nimbus vom Leibe zu reißen. Sie kämpft mit dem Mann um Brot und Amt, um Gleichberechtigung; sie zerfleischt sich vor ihm, sie seziert sich vor ihm, um ihm ihre Überlegenheit, ihren geistigen Mut zu beweisen. Bald tritt sie als Buhlerin, bald als Konkurrent, bald als Furie politischer Interessen auf den Plan; was sie anstiftet, ob Gutes, ob Böses, ist ihr gleichgültig, wenn sie sich nur durchsetzt und wäre es als Prägung eines Hosenknopfes . . ."

„Und du, hast nicht auch du sie als Hauptperson in dein Atelier verpflanzt?"

„Gewiß, weil ich nicht verhungern wollte und —"

„Vielleicht weil du für eine von ihnen — zu sorgen hast."

Über Rassos Gesicht flog ein mattes Rot. „Das laß, darüber wollen wir keine Worte verlieren. Eins prophezeie ich dir, du wirst mehr als die anderen unter ihre Herrschaft geraten."

„Ich?" Emil blieb stehen und warf sich in die Brust. „Ich!" Und er begann eine pathetische Rede zu halten. Aber Rasso unterbrach ihn kurz.

„Wenn du nichts dagegen hast, sind wir hier bei Frau Brancu angelangt, der Frau, die deine sündenlose Nähe genießen soll."

Die Villa, in vornehmem Landhausstil gebaut, lag abseits der Straße in einem Vorgarten. Sie klingelten an und gaben ihre Karten ab. Während sie die breite, teppichbelegte Treppe nach der Beletage hinaufschritten, flüsterte Rasso Emil noch einige gutgemeinte Ratschläge zu.

Dann traten sie in einen großen behaglichen Raum mit tiefen Fensternischen, in denen kleine lauschige Sitzplätze angebracht waren. Die holzgetäfelten Wände, die massiven Möbel, alles erweckte den Eindruck, daß hier große Wohlhabenheit herrschte, der freilich die persönliche Note fehlte.

Gleich darauf hob sich der kostbare Kelim, der das Empfangszimmer von den innern Wohn-

gemächern trennte, und eine mittelgroße, in schwarz gekleidete Dame stand vor ihnen.

Sie begrüßte die Brüder mit eigentümlich weicher, einschmeichelnder Stimme, winkte ihnen Platz zu nehmen und ließ sich nieder.

„Ich habe diesen Morgen eine Karte von Dr. Lynar empfangen, der mir Herrn Gessenharter aufs wärmste empfiehlt. Allerdings habe ich schon halb und halb einen Hofmeister für meinen Sohn engagiert, doch könnte ich das Engagement noch rückgängig machen. Welcher von den beiden Herren übrigens würde die Absicht haben . . ."

Rasso, der fürchtete, Emil könnte irgend etwas Unangebrachtes sagen, nahm für ihn das Wort. „Mein Bruder, gnädige Frau. Er stand dicht vor der Beendigung seiner Gymnasialstudien. Die Hoffnung, in der Großstadt mehr geistige Anregung zu finden, hat ihn hierhergeführt. Leider reichen unsere Geldmittel nicht, um . . ."

„Ich verstehe," unterbrach ihn Frau Brancu, „auf welchem Gebiet liegen Ihre Studien, Herr Gessenharter?" Sie wandte sich an Emil, dessen Augen sich vor ihr senkten. Wenn er nur um Gotteswillen nicht sagt: Ich bin ein Dichter, ich will die Welt beschenken u. s. w., dachte Rasso beklommen, und richtete seine Blicke auf den Bruder.

„Ich bin belletristisch tätig, gnädige Frau." Er suchte seine Befangenheit zu bekämpfen.

„Ah, belletristisch," wiederholte sie in ihrer behutsamen Art. „Sie schreiben, haben Sie schon viel geschrieben?"

„Mein Bruder ist kaum achtzehn Jahre alt," fiel Rasso vermittelnd ein, „und eine störende Schüchternheit ist ihm bis jetzt hinderlich gewesen, seine Persönlichkeit durchzusetzen."

Emil erschrak über diese Dreistigkeit.

„Schüchternheit, das gefällt mir an jungen Leuten." Sie richtete wieder die dunklen Augen auf ihn, die weich und samten ihrer sympatischen Stimme glichen. „Auch Ihr Alter würde mir passen; mein Sohn ist sechzehn Jahre alt. Einen um vieles älteren Lehrer möchte ich ihm nicht geben, denn er ist noch ein vollständiges Kind, das eigentlich mehr einen Gespielen braucht, der es interessant und belehrend unterhält."

Emil stotterte einige verlegne Worte. Er hatte daheim wohl einem Metzgersohn Unterricht im Rechnen erteilt, aber den Mentor eines verwöhnten Stadtjungen zu spielen, erschien ihm als wenig verlockende Aufgabe.

„Und daß ich es Ihnen offen heraussage," klang es gedrückt aus Frau Brancus Mund, der die Form eines O sagenden Kindermundes hatte, „mein armer Lucien ist krank. Das ist der

Grund, weshalb er nicht, gleich andern Jungen, eine Schule besucht."

„Krank? Doch nur vorübergehend," warf Rasso teilnehmend hin.

„Ich zweifle, daß es jemals besser mit ihm wird." Sie senkte den Kopf und strich leise über ihr Knie, dessen rundliche Form der weiche schwarze Kreppstoff verriet. „Ich möchte Ihnen Lucien vorstellen, aber um diese Stunde vor Tisch pflegt er zu schlafen. Ob Sie wohl morgen sich nochmals herbemühen möchten? Es handelt sich ja vor allem darum, daß Sie beide aneinander Gefallen finden." Sie erhob sich. Ein feiner Duft durchströmte den Raum. „Also morgen etwa eine Stunde früher, ja?" Sie reichte Emil die Hand hin und nickte Rasso zu.

Rasso verneigte sich zögernd. „Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich dieses profane Thema berühre, mein Bruder," er schien ein Epitheton zu verschlucken, „denkt natürlich an solche Dinge nicht. Für den Fall, daß Ihr Sohn Gefallen an ihm findet und die Sache sich macht, welches Gehalt würden Sie ihm zusagen?"

„Richtig," Frau Brancu machte eine reizende Bewegung mit den Schultern, die sie plötzlich um vieles jünger erscheinen ließ, „das hätte ich vergessen. Ich möchte da aber keinen Vorschlag machen, sondern Sie um Ihre For-

derung bitten.“ Sie erbarmte sich Emils, der wie von Gluten übergossen vor ihr stand, und vermied es, ihn anzusehen. Rasso zögerte einen Augenblick und flüsterte Emil einige Worte zu, die dieser jedoch nicht verstand, dann nannte er eine Summe, die Emil einfach himmelschreiend erschien.

Frau Brancu neigte leichthin das Haupt. „Ich bin einverstanden. Also dann auf morgen.“ Sie waren entlassen.

„Rasso,“ raunte Emil auf der Treppe, „du bist ein Erzgauner.“ Rasso antwortete nicht. Als sie unten auf der Straße waren, und die Mittagssonne auf des Ältern Gesicht fiel, verwunderte sich Emil heimlich. Rassos Brauen waren zusammengezogen, und seine Züge trugen den Ausdruck düsterer Sorge.

„Rasso, Mensch, was hast du denn?“ Emil stieß ihn an. Rasso fuhr aus seinen Gedanken auf, blieb stehen und faßte Emil an den Schultern.

„Zeig also, ob du ein kluger Schwimmer bist.“ Er machte eine verabschiedende Handbewegung, kehrte sich um und verschwand im Straßengedränge.

III.

Emil sprach noch am Abend desselben Tages bei Rasso vor. Aber entweder war der Bruder nicht zu Hause, oder er wollte nicht zu

sprechen sein. Emil pochte vergebens an seiner Tür. Auch am nächsten Morgen wartete er umsonst auf ein Lebenszeichen von ihm. Als dann die mit Frau Brancu verabredete Stunde kam, brach er nach leichtem Kampf mit sich auf, um zu ihr zu gehen. Das Mütterlich-Gutherzige, Weiche an ihr gab ihm Mut. Sie empfing ihn verbindlich wie gestern in ihrem dunklen Kleid mit der langen unhörbar gleitenden Schleppe. Alles war leise und einschmeichelnd an dieser Frau. Ihre volle Gestalt ließ sie als in den vierziger Jahren stehend erscheinen, aber ihr rundes Gesicht mit den Grübchen in Kinn und Wangen gab ihr wieder den Schein der Jugendlichkeit. Ihre Bewegungen waren harmonisch zärtlich, abgerundet. Sie führte Emil durch einige elegante Gemächer, dann öffnete sie eine Tür und — der Dichter in ihm schlug die Augen auf. Mit leichten, vergoldeten Korbmöbeln war das weite Zimmer ausgestattet, dessen geöffnete Fenster in den Garten gingen. Lachende Landschaften von lebhaftem Kolorit blickten von der hellgrau getönten Wand nieder. Mehrere Bronzekübel mit großen, roten Rosen standen um ein schmales Bambussopha, auf dem mit leichter, weißer Decke zugedeckt, ein Knabe von fast überirdischer Schönheit lag.

„Lucien," die Mutter neigte sich zärtlich über ihn, „hier ist Herr Gessenharter, von dem

2*

ich dir gestern erzählt habe. Du hast nun Gelegenheit, ihn persönlich kennen zu lernen." Lucien Brancu schlug langsam die langen dunklen Wimpern auf und blickte seine Mutter wie geistesabwesend an.

„Hast du wieder Schlafpulver genommen? Lieb, Lieb, was fällt dir ein!?" Sie wollte nach seiner Hand fassen, er machte eine unwirsche Bewegung und richtete sich wie plötzlich erwachend auf. Ein nachlässig gemurmeltes Guten Tag! dann maß er Emil vom Scheitel bis zur Zehe und brach in lautes Lachen aus. Nun gab es nur zwei Wege dieser ungeheuren Ungezogenheit gegenüber. Entweder Emil verließ sofort das Zimmer, oder er stimmte in dieses Lachen ein und zeigte so seine Überlegenheit. Obwohl ihr Altersunterschied ein geringer war, hatte das von heimlichem Ringen und Streben vergeistigte Leben Emils ihm doch eine über seine Jahre gehende Reife verliehen. Er hätte auch nicht Rassos Bruder sein müssen, um nicht einen schlechten Witz verdauen zu können. So stimmte er fröhlich in das Gelächter des Jungen ein und entwaffnete seine Frechheit damit. „Ich weiß weshalb Sie lachen," er fuhr sich anmutig durch das lange dunkle Lockenhaar, „meine Simsonsfrisur ist daran schuld. Alle Leute auf der Straße lachen, aber mich amüsiert das gerade, und deshalb behalte ich meine Mähne."

Lucien hatte indessen die Gewogenheit gehabt, seine horizontale Lage auf dem Sofa mit einer sitzenden zu vertauschen.

„Wahrhaftig, Sie mögen es, wenn man Sie auslacht?“ Er winkte Emil, in einem Korbsessel Platz zu nehmen. Frau Brancu war, verlegen über Luciens Unart, ans Fenster getreten. „Ich würde jeden erschlagen, der es wagte, mir die Zähne zu blöcken.“

Göttlich, dieser Elfenbeinton der Haut, diese wie von Künstlerhand gezogenen tiefschwarzen Brauen, dachte Emil, Lucien fixierend.

„So, so, Sie würden jeden erschlagen; ach Gott, ich weiß nicht! Denken Sie nur an die Rechtsanwälte, die Sie dadurch fett machen würden, das wollen Sie doch gewiß nicht.“

Lucien warf den Kopf zurück und lachte abermals. „Studieren Sie Jus?“

„Nein, weder Jus noch anderes. Ich schaue mir nur das Leben an, das ist mein ganzes Studium.“

„Da können Sie natürlich weder lesen noch schreiben,“ fuhr Lucien im Ton der alten Frechheit fort.

Seine Nase ist das Ideal aller Nasen, schwärmte Emil bei sich. „Lesen, schreiben? Ich kann's zur Not. Denn als ich ein kleiner Junge war und noch von Mutters Willen abhing, führte sie mich nach der Schule, wo man

mir diese vielleicht überflüssige Wissenschaft einpaukte."

Lucien nickte beifällig. „Stimmt. Alles der reine Stumpfsinn. Ich habe einen Freund, wissen Sie . . . aber sag, Mama, weshalb stehst du so krampfhaft am Fenster? Ich danke dir bestens, ich werde alles mit . . . äh, mit Herrn . . . besprechen."

Frau Brancu verstand. Sie war in Gnaden entlassen. „Sie sprechen dann wohl noch bei mir vor," sagte sie leichthin, mit einem Blick auf Emil. Emil verneigte sich, Lucien runzelte die Brauen; — als seine Mutter draußen war, warf er sich rücklings aufs Sofa und starrte zur Decke. „Ekelhaft, wie einen das Weib tyrannisiert! Aber sagen Sie," er wandte den Kopf leicht nach Emil hin, „wenn Sie das Lesen und Schreiben für Blödsinn halten, weshalb schreiben Sie und wollen gelesen werden?"

Emil erkannte in jedem Augenblick mehr, daß er einen ungezogenen oder vielmehr gänzlich verzogenen Jungen vor sich hatte, den vielleicht eine tüchtige Tracht Prügel verständig gemacht hätte. Aber gerade das Eigenartige, Bizarre an dem Jungen zog ihn an. Und innerlich teilte er vielleicht auch dessen Protest gegen jegliche Art Zwang, gegen das Hergebrachte. Mehr als alles zog ihn jedoch Luciens Schönheit an, so daß es ihm schließ-

lich nicht schwer fiel, auf seine kindisch-dreiste Art einzugehen. „Sehen Sie,“ sagte er in leiser Scherzhaftigkeit, „da ich nun schon ein Opfer der Kultur geworden bin und das Alphabet erlernt habe, so macht es mir Spaß, den kleinen Buchstaben Leben einzuhauchen, ihnen Verstand und Flügel zu geben, sie in Wesen zu verwandeln, die Segen stiften oder Zerstörung bringen, je nachdem es mein Wille ist.“

Lucien stellte sich plötzlich auf die Füße, er war nur wenig kleiner als Gessenharter, und sah ihn vertraulich an. „Glauben Sie, daß Sie eine Bierzeitung redigieren könnten?“

Emil nickte mit erzwungenem Ernst. „Ich bin so kühn, mir diese Fähigkeit zuzutrauen.“

„Können Sie zeichnen?“

„Na, es geht. Für ein paar Karrikaturen langts noch.“

„Das wäre herrlich,“ sagte Lucien mit echter Schulbubentreuherzigkeit, „wissen Sie, da könnten Sie gleich Ihre Fähigkeiten zeigen.“

Emil lachte. „Also Sie brauchen eigentlich mehr einen Hauspoeten als einen Hauslehrer.“

„Uff!“ Lucien zog eine Fratze. „Das Wort Lehrer allein macht mich schon unwohl. Denken Sie . . ., Sie haben sich gewiß darüber verwundert, daß ich keine Schule besuche. Mama hat Ihnen natürlich erzählt, daß ich todkrank sei,

daß man mich wie ein rohes Ei behandeln müsse und ähnliches."

„Nicht daß ich wüßte," sagte Emil gleichmütig, „übrigens weiß ich es ja von meiner eigenen Mama her, daß Mütter gern übertreiben."

Lucien faßte ihn am Arm. „Sehen Sie wohl; die Sache ist nämlich die, daß ich mich nicht als Lausbuben behandeln laß, verstehen Sie. Und das wollten sich die Lehrer nicht merken. Ich hatte in der Schule oftmals Krakehl. Mein letztes Semester dort hat Mama über tausend Kronen gekostet. Ich hatte aus Ärger über irgend eine Frozzelei dem Professor meinen Cornelius Nepos an den Kopf geworfen. Da gab's eine nette Szene. Mama kaufte mir gleich einen Arzt, der mich als „zuzeiten für unzurechnungsfähig" erklärte.

Damit durfte ich dann auch endgültig zu Hause bleiben. Ich bin natürlich vollständig gesund."

Emil hatte Luciens wechselnden Gesichtsausdruck, das bald hell aufleuchtende, bald ermüdet blickende Auge beobachtet, doch konnte er die Ursache dieser Veränderung nicht erraten. Lag sie in der Lebhaftigkeit dieses Temperaments, oder in einer geistigen Abnormalität begründet? Lucien interessierte ihn von Augenblick zu Augenblick mehr. „Ich kenne

das alles aus Erfahrung," sagte er ruhig, „die Mutter behandelt uns wie ein Kind, das man schließlich doch nicht mehr ist."

„Na und ob nicht. Und die Weiber behandeln unser einen als ältern Herrn, der man im Grunde genommen auch noch nicht ist, und überanstrengen einen. Es ist eben alles Stumpfsinn, wie mein Freund sagt und nirgends in der Welt ist etwas los." Lucien durchmaß einigemale das Zimmer, dann blieb er vor Emil stehen. „Spielen Sie Skat?"

„Gewiß."

„Das ist nett. Wissen Sie, manchen Tag ist so etwas ganz gut, es beruhigt die Nerven. Bei uns ist's nämlich höllisch langweilig, und das ruiniert den Menschen am meisten. Mämä ist schrecklich. Sowie ich ein bischen heiter bin, steht gleich der Arzt unter der Türe, und ich werde ins Bett geschickt. Da bleibt mir dann doch nichts übrig, als irgend ein Schlafmittelchen zu nehmen. Sie verstehen. Man hat ja Freunde — aber starren Sie mich doch nicht immerfort an, das macht mich nervös!"

„Wissen Sie, was ich eben gedacht habe? Sie hätten unter Nero oder Heliogabal geboren werden, einen Kranz im Haar tragen und in einem weißen Marmorhaus wohnen müssen."

Lucien lächelte flüchtig. „Sie sind ein drolliger Bursche, ganz anders wie die andern

Herrn Lehrer," er betonte die beiden Worte ironisch. „Das macht, weil Sie jünger sind als die andern waren. Ich glaube, Sie könnten mich vielleicht verstehen, aber wissen Sie, als Lehrer werde ich Sie nie betrachten."

„Als was Sie mich betrachten, ist mir ganz gleichgültig."

„Tragen Sie denn nie weiße Flanellhosen, das würde Ihnen gut stehen." Er ließ sich schlaff auf sein schmales Sofa sinken.

Emil erhob sich und sagte in einfach kameradschaftlichem Ton: „Leben Sie wohl, Brancu."

Lucien blinzelte ihn müde an.

„Denken Sie an die Bierzeitung und bleiben Sie bei uns. Donnerstag kommen Fiala und Korbach. Adieu."

Emil warf unter der Tür noch einen Blick auf ihn. Er ruhte jetzt wie ein Toter da. Sein elfenbeinfarbenes Gesicht bildete einen scharfen Kontrast zu dem tiefschwarzen, kurzgeschorenen Haar, das die niedere Stirne umgab. Als Emil in das Nebenzimmer hinaustrat, erhob sich Frau Brancu aus ihrem Sessel am Fenster. Ihr weiches, rundes Gesichtchen sah kummervoll aus. „Nun, was ist's?" Sie nötigte ihn, auf dem zweiten Sessel in der Fensternische Platz zu nehmen. „Haben Sie Gefallen aneinander gefunden? Es würde mich freuen. Ich zöge einen

jüngeren Lehrer weit vor. Die Jugend versteht doch die Jugend am besten. Was sagen Sie zu ihm? Ist er nicht ein süßer Junge? Aber krank, krank." Sie liebkoste mit ihrer weichen Hand die grünseidne Sesselquaste und sah traurig-nachdenklich vor sich hin.

„Krank? Weshalb krank? Ich habe nichts Krankhaftes an ihm gefunden, außer der plötzlichen Müdigkeit zum Schluß. Aber wenn er, wie Sie sagen, Schlafpulver genommen hat, ist die wohl erklärt."

Frau Brancu richtete ihre weichen, braunen Augen auf ihn und schüttelte den Kopf.

„Die Schlafpulver gewährt ihm der Doktor erst, seitdem er seinen Zustand erkannt hat. Gerade seine Frühreife, sein außerordentlich scharfes Denkvermögen, seine blühende Phantasie, alles an ihm bestätigt die Veranlagung zu der fürchterlichen Krankheit, die bereits in ihren ersten Anfängen in ihm tätig ist. Gott behüte, daß Sie jemals einen seiner Zornesanfälle erleben."

„Und darf ich fragen, wie diese Krankheit heißt," fragte Emil.

„Gehirnparalyse," entgegnete sie tonlos.

„Mit sechzehn Jahren!" Emil sah sie bestürzt an.

„Ich glaube, er kam schon krank zur Welt. Sein Vater hat in einem seiner Wutanfälle dem

eignen Leben ein Ende gemacht. Und ich bin auch nicht die Nervenstärkste. Was mich am Leben hält, ist ja nur das Kind. Alles übrige ist mir gleichgültig."

Arme Frau, dachte Emil ergriffen. Er suchte nach irgend einem teilnehmenden Wort, da sagte sie leise: „Also wie ist es? Nehmen Sie die Stellung an, die eigentlich eine Vertrauensstellung ist, oder schrecken diese Verhältnisse Sie ab? Sie sollen mit ihm nur über alles, was von Interesse ist, plaudern, ihn durch Konversation unterrichten, an andern Unterricht ist natürlich nicht zu denken."

Und Emil sagte warm: „Wenn ich Ihnen als dieser Aufgabe gewachsen erscheine, nehme ich an."

Sie knüllte die Quaste zwischen ihren Fingern zusammen, als ob es eine Hand wäre, die sie drückte. „Das ist schön. Dann zeige ich Ihnen Ihre Zimmer. Denn Sie werden doch nicht kommen und gehen wollen, sondern ganz bei uns bleiben. Und ich habe eine sehr geräumige Wohnung. Folgen Sie mir, bitte." Sie schritt ihm voraus; geräuschlos auf den weichen Teppichen glitt sie dahin. Trotz ihres schon bereiften Haares und der fraulichen Fülle hatte sie etwas Kindhaftes an sich. Etwas Verwöhntes, Schmeichelndes, zur Zärtlichkeit herausforderndes. Sie muß seelengut sein, dachte Emil,

und er schämte sich des hohen Gehalts, den Rasso für ihn ausgemacht hatte. Es war ein weiter behaglicher Raum, dessen Flügeltür sie aufstieß. Alle zur Bequemlichkeit gehörenden Möbel waren reichlich vorhanden. Das breite Fenster sah nach dem Garten hinaus. „Dieses Zimmer kann Ihr Wohnzimmer sein," sagte sie, „als Schlafzimmer ist das daranstoßende bestimmt." Auch dieses Zimmer war behaglich und mit allem Luxus versehen, den ein Schlafzimmer nur aufweisen kann.

„Großartig," sagte Emil gerührt, „so herrlich habe ich noch nie gewohnt."

Sie lächelte. Es freue sie, wenn die Räume ihm gefielen. Ob die früheren Lehrer auch hier gewohnt hätten, wagte er nicht zu fragen. Er war überhaupt ihr gegenüber sehr schüchtern. Außer mit seiner alten schlichten Mutter hatte er nie mit Frauen verkehrt.

„Und wann dürfen wir Sie ganz zum Dableiben erwarten?" fragte die Hausfrau. Er nannte den übernächsten Tag. Sie bot ihm die Hand. „Also abgemacht. Und werden Sie zu meinem Lucien auch nett sein? Nicht gar zu nachgiebig, aber nie, nie hart und besonders unterrichten Sie mich von allem, was in ihm vorgeht. Wollen Sie das?" Sie sah ihn so ausdrucksvoll und innig an, daß er seine Augen feucht werden fühlte und ihr mit ein paar

beredten Worten alles versprach, was sie wünschte.

Welch eine Mutter! rief's in ihm, welch eine bedauernswerte edle Frau! Er zog ihre Hand an die Lippen. Da drang ein unbeschreiblicher Ton an sein Ohr. War's ein Weinen, ein Singen? Sie standen auf der Schwelle des Zimmers, das Emils Arbeitszimmer sein würde. Er blickte ganz bestürzt um sich. Ein fast unmerkliches Lächeln huschte über Frau Brancus Gesicht. „Süß, nicht wahr?"

„Herzergreifend," stotterte er, „aber ich errate nicht . . ."

„Kommen Sie," sagte die Dame und schritt ihm voraus hinaus. „Als künftigen Hausgenossen will ich ihnen Einblick auch in mein Buen Retiro gewähren." Sie hob eine Portiere zurück und ließ ihn in ein Gemach eintreten, das endlich die persönliche Note enthielt, die in den andern Zimmern fehlte. Die Wände des weiten Raumes waren mit dunkler fast schwärzlich-roter Seide ausgeschlagen. Vor niedern Divans standen regellos kleine Tischchen, auf denen verschiedene Bücher, eine angefangene Goldstickerei und allerlei zierliche Gebrauchsgegenstände lagen. Emil schätzte den alten mattrot flimmernden persischen Seidenteppich, der den Boden bedeckte, auf ein Vermögen. Aber nicht der Teppich, nicht die Wände mit ihrem seltsam

herabglimmenden Feuer, nicht die Eigenart der Ausstattung wars, was ihn fesselte. Er eilte an ein Tischchen, das eigentlich mehr einem Schilfbündel glich. Inmitten dieses künstlich zusammengefügten Blätternests, saß in einem vergoldeten Bauer ein grauer Vogel und sang, sang, als wollte ihm das kleine Herz vor Sehnsucht und Elend zerspringen. Emil neigte sich über ihn und fuhr zurück. „Blind!" . . . Der kleine unschuldige Kindermund in Frau Brancus Gesicht, der immer O! zu sagen schien, lächelte sanft. „Gewiß. Die blinden singen am schönsten. Wissen Sie das nicht?"

Er fühlte heiße Glut seinen Nacken heraufsteigen und murmelte einige verlegene Phrasen.

Er wagte nicht, sie in diesem Augenblick anzusehen. Dann verabschiedete er sich und ging verwirrt von ihr . . .

IV.

Am anderen Tag gegen mittag suchte er seinen Bruder auf. Er fand Rasso in mächtige Wolken von Zigarrendampf eingehüllt, nachdenklich auf dem alten Sofa in seiner Werkstätte ruhen.

„Störe ich dich?" Emil schob sich einen Hocker zu ihm hin.

„Es gibt Menschen, die man immer stört, wenn man sie besucht."

„Weshalb kommst du nicht? Ich habe dich gestern erwartet."

„Glaubst du, ich habe Zeit dir nachzurennen?" Er sah Emil stirnrunzelnd an.

„Bist du denn nicht neugierig, wie es mir geht?"

„Nein, denn das kann ich mir lebhaft vorstellen."

„Wie? Du kannst dir das vorstellen? Wieso denn? Du bist ein wunderlicher Kauz, zuerst tust du etwas für einen, dann läßt du einen laufen und bekümmerst dich nicht mehr. Arbeitest du? Da steht eine Büste." Er wollte sich erheben und das nasse sie bedeckende Tuch zurückschlagen, aber Rasso faßte ihn am Ärmel.

„Laß das, zum Kuckuck, bekümmere dich um deine Angelegenheiten."

„So wie du es zu machen scheinst. Kein teilnehmendes Wort . . ."

„Weißt du, weshalb ich mich hier herumwälze und faulenze, anstatt etwas zu tun? Weil du mir unaufhörlich auf den Fingerspitzen herumkriechst und mir die Linien verschiebst."

Emil wollte seine Hand ergreifen, wurde aber zurückgestoßen. „Du sagst, du hättest erraten, wie es mir gehe, dann freue dich doch."

„Eben nicht," versetzte Rasso rauh.

„Weshalb nicht?"

„Weil es mir nicht taugt, daß du zu dem Weib gehst. So habe ich mein Mimikry nicht gemeint."

„Wie?“ Über Emils sonnige Züge flog ein Schatten. „Dem Weib! Wie soll ich das verstehen? Wie kannst du so geringschätzig von ihr sprechen, du, der mich doch zu ihr geführt hat.“

„Aha, der Lohn der guten Tat. Hör, Mensch, bin ich ein Spürhund, der die Leute riecht, bevor er sie gesehen hat? Lynar, ein Bekannter von mir, empfahl mir das Haus. Ein glücklicher Zufall, hat er gemeint, daß gerade da eine Stellung, wie du sie gebrauchen könntest, vakant wäre. Der alte Praktikus! Sie hat ihm neulich zweitausend Kronen für ein Wöchnerinnenheim geschenkt, das kluge Weib. Das hat ihn wohl für sie eingenommen.“

„Ich verstehe dich nicht. Das ist doch unleugbar eine gute Tat.“

„So? Na, ich fänd's edler, wenn sie den armen Weibern ein paar aufklärende Bücher für das Geld gekauft hätte. Doch das ist eine Sache für sich. Die Frau gefällt mir nicht, seitdem ich sie gesehen habe, und wenn du noch nicht dort bist, rat ich dir, laß die Stellung fahren. Aber du hast dich bereits verpflichtet, ich seh dir's an.“ Er blickte Emil an. Die leise Erwartung, daß dieser doch vielleicht: Nein! sagen könnte, war in seinen Zügen zu lesen. Emils Augen glänzten auf.

„Seitdem ich die Dame wieder gesehen

und mich mit ihr unterhalten habe, gefällt sie mir ganz gut. Übrigens ist ja nicht sie, sondern ihr Sohn die Hauptperson, mit der ich zu tun haben werde."

„Wenn du ein Weib wärst," versetzte Rasso, „dann würde ich sagen: diese Frau ist einzig, schön, vornehm, gut, von bestrickender Eleganz! In der Sekunde wüßte ich, daß mein Enthusiasmus die verkehrte Wirkung hervorbrächte und du mein Ideal als Scheusal empfändest. So nützt mich diese Taktik nichts, und ich kann dir nur sagen, daß die Weichheit und Katzenart dieser Person mir einen schlechten Eindruck hinterlassen hat. Basta."

„Das tut mir leid." Emil zuckte die Schultern. „Zurücktreten kann ich jedoch nicht mehr." — Einen Augenblick lang hatte er die Vision der blinden Nachtigall. — „Der Junge hat mir's angetan. Ich weiß nicht wodurch, denn er betrug sich eigentlich bengelhaft unverschämt und hätte verdient, geohrfeigt zu werden. Aber es liegt etwas in der Luft um ihn — ich weiß nicht was, er dauert mich unmenschlich, ich freu mich darauf, ihm etwas werden zu können. Er ist auch elend krank. Sie sprach von Gehirnerweichung."

„Bravo," sagte Rasso mit Genugtuung, „der Rasse gebührt das."

Emil schüttelte unwillig den Kopf. Wie

konnte einer nur so roh sein! Ein heimlicher Ärger über den Bruder ergriff ihn. Er fühlte dessen Hand rauh in ein magisches Gespinst greifen, das eben seine purpurnen Maschen um ihn zu weben begann. Was ging's schließlich Rasso an, wo er seinen Boden fand. Hatte sich Rasso etwa während all der langen Jahre jemals um ihn gekümmert. Nicht einmal zu Neujahr hatte er ihm oder der Mutter ein Wort der Liebe zukommen lassen!

„Mich wundert's ja nicht," Emil wies auf die Nuditäten auf den Stellagen, „daß einer verroht, der all das in seiner Phantasie beherbergt."

„Meinst du?" Rasso warf die Zigarre weg und sah ihn an. „Du irrst, mein Junge. Solche Schweinereien oder derben Witze zu schaffen, macht den Künstler nicht roh. Auch frägt es sich, weshalb hat er sie geschaffen. Es gibt da verschiedene Gründe, mein Freund. Vielleicht hat der arme Teufel vorher an bessern Schöpfungen gearbeitet, mit ihnen aber keinen Heller verdient. Vielleicht hat er, um nicht krepieren zu müssen, bei diesem oder jenem Millionär — Künstler greifen bekanntlich gleich ins Volle, ein Anlehen gemacht. Vielleicht hat er das Anlehen aber nicht am bestimmten Termin zurückgeben können, und der arme Millionär in tausend Ängsten hat ihm den Gerichtsvollstrecker geschickt. Vielleicht ist der dumme Kerl von Künstler da in seiner Verlegenheit zu

allen Bekannten herumgerannt, damit ihm einer hülfe. Vielleicht hat ihm aber keiner geholfen und da ist er in seiner Scham und Verzweiflung darauf verfallen, sich selbst zu helfen, indem er einige Zeit den — Bock dort spielte, um seine Schulden zu bezahlen. Sieh, Kindchen, das wäre ein Fall. Der andere könnte folgender sein. Der Mensch da, irgend ein Bildner mit Meißel oder Feder, trägt ein starkes Ideal in der Seele. Irgend eins von jenen ganz großen, über die man das Maul hält, weil jedes Wort eine Entweihung wäre. Gestaltet muß es werden, aber — der alte Jehova hat sechs Tage gebraucht, bis er den Adam in seinen Fingerspitzen krabbeln fühlte, sollte sein Nachbildner nicht etwas länger brauchen, um seine Dichtung zu vollenden? Er hat sie tief in sich eingeschlossen, denn ihm fehlt das Nötigste zu ihrer Gestaltung: innerliche Freiheit. Der arme Schlucker hat nämlich nur von der Hand in den Mund zu leben. Nun aber, da er sein Hauptwerk beginnen will, darf der Gedanke seine Hand nicht hasten lassen: Wirst du auch Brot genug für morgen haben? Um das Sattsein geht's ihm weniger als darum, daß der Hunger den Blick zu trüben pflegt und die Hand unsicher macht. Das würde aber sein Kunstwerk benachteiligen. Nein. Um seinetwillen müssen die Sorgen für einige Zeit fern gehalten werden. Wie soll er das nun

anstellen? Er besitzt keinen Gönner, denn seine Seele leidet an großer Schamhaftigkeit, er ging nie, den Reichen sein Leid zu klagen, und seine paar armen Freunde können ihm nicht helfen. Da verleugnet er sich selbst und formt Gebilde für den Markt. Die werden verstanden und bezahlt. Und nun kann er sein Werk gestalten, er hat es sich verdient." Rasso erhob sich, entzündete sich eine neue Zigarre und ging auf und nieder. Emil schwieg. Tausend Gedanken kreuzten sich in seinem Kopf. War Rassos Gebahren nicht eigentlich Jesuitismus? Der Zweck heiligt die Mittel. Er, Emil, trug strenge Moralbegriffe in sich. Sein Gut und Böse standen sich noch wie zwei Feinde gegenüber. „Tat bleibt Tat," sagte er lakonisch, „und Schönes durch Häßliches erreichen ist immerhin gefährlich. Und daß dabei nicht doch das Beste am Menschen verloren geht, wirst du mich nie glauben machen. Und daß so etwas alles . . ." er blickte umher, „nicht doch roh macht, auch nicht."

„Roh?" Rasso trat an ihn heran. „Ich will dir sagen, was roh ist. Roh ist es nicht, der Welt eine nackte Dirne zu modellieren, aber roh ist es, wie ein Raubtier einen in die Nacht des Wahnsinns Gestürzten zu beschleichen, um seine zerstörten Züge der brutalen Neugier des Publikums preiszugeben. Das ist roh."

„Meinst du . . ."

„Ja, seine Büste mein ich.“ Rasso trat zu dem breiten Fenster und riß es auf. Ihm war heiß geworden. Emil erhob sich. „Ich will nun gehen. Bleib mir gut.“ Er streckte dem Bruder die Hand hin. „Ich glaube, du verstehst mich doch nicht ganz. Die Jahre der Trennung . . .“

Rasso schlug ihm lächelnd auf die Schulter. „Sei außer Sorge, mein Sohn, ich versteh dich ganz. Wer würde auch Achtzehnjährige nicht verstehen. Ego! noch einmal: Ego! dann noch einmal. Etwas unverdauter — nein, ich will seinen Namen nicht nennen. Er hat nichts neues gegeben, er war nur die Äolsharfe, die das Lied zuerst sang, das der Frühlingssturm des anbrechenden Jahrhunderts ihm zuraunte. Keiner hat jemals eine neue Idee aus sich geboren, es gab immer nur einen Ersten, der sie aus dem Rauschen der Saturnsflügel vernahm und den andern mitteilte. Und selbst diese Saturnsflügel haben sie nicht als neue Offenbarung gebracht, sondern nur als Fund, den sie im kristallinischen Schutt zusammengestürzter Jahrtausende aufstieben machten und mitsichführten . .“

„Unverdaute Ideen meintest du vorhin,“ murmelte Emil, „inwiefern?“

„Weil du noch zu unreif für sie bist. Doch ich spreche dir ja auch gute Eigenschaften zu, auch Wißbegierde, auch Idealismus steckt in

dir. Natürlich, du willst groß und edel sein, helfen. Wo wäre der Achtzehnjährige, der sich nicht als Messias fühlte? Aber laß es dir gesagt sein: die Messiasse sind die ersten, die ausgleiten, fallen, sinken. Das Exponierte hat's immer schwerer als die Menge. Je höher die Höhe ist, von der der Sturz erfolgt, um so mehr verletzt sich der Gefallene."

„Ich werde nie fallen," Emil blickte selbstbewußt vor sich hin, „denn ich kenne mich. Das Gemeine stößt mich ab."

„Glaubst du denn," Rasso lachte auf, „glaubst du, der Teufel komme gehörnt?"

Emil zuckte in leisem Ärger die Schultern. „Du greifst nach deinem Rock, gehst du aus? Was ist dies übrigens für eine Tür hier? Hast du noch eine Stube? Laß sehen."

„Entschuldige." Rasso stellte sich vor die verschlossene Tür.

„Ah, hier wohnt wohl — ich errate. Hoffentlich war sie nicht daheim und hat nichts von unserm Gespräch gehört. Es täte mir leid, Frau Brancus wegen."

„Hab keine Sorge."

Rasso nahm den Hut vom Kleiderrechen und schickte sich an, hinauszugehen. „Laß es dir gut gehen."

Vorm Haus trennten sie sich.

V.

Einen neuen Anzug — ein weißer Flanellanzug war es zwar nicht — und seine Lieblingsbücher im Koffer, so zog er in sein neues Heim.

Frau Brancu empfing ihn mit ihrer gleichmäßigen Freundlichkeit und ließ ihn auf sein Zimmer führen. Er kleidete sich um und ordnete die Bände auf der Kommode. Eichendorff, Uhland, Heine, Renan, Carlyle, Fechner, Novalis und das Bild seiner Mutter waren die Schätze, mit denen er sich umgab. Dann ließ er sich Lucien melden. Lucien war eben von seiner Reitstunde heimgekommen, seine Wangen brannten und die feinen Nüstern zitterten noch von der tollen Galoppade, die er mit seinen Freunden ausgeführt hatte.

„Das nächste mal gehen Sie mit, Sie müssen auch auf die Kruppe, das wird einen wundervollen Spaß geben.“ Er schlug Emil vertraulich auf die Schulter.

„Ich reite nicht, Brancu,“ entgegnete Emil.

„Ach was, mit Ihrem faden Brancu! Sagen Sie entweder Lucien oder Herr Brancu, das „Brancu“ klingt zu blödsinnig.“

„Finden Sie?“ Emil blieb beherrscht. „Ich wollte nur sagen, daß ich zwar ein dankbares Publikum für Ihre Reitkünste abgeben, nie aber selbst reiten werde.“

„Das ist mir auch noch nicht vorgekommen.“ Lucien schnitt eine Grimasse, „ein Lehrer, der nicht reiten kann.“

„Dazu haben Sie doch die Reitlehrer in der Manege. Aber wenn ich Sie wäre,“ fuhr er ruhig fort, „dann würde ich mich jetzt eine halbe Stunde auf dem Sofa ausruhen, anstatt im Zimmer hin und her zu rennen.“

„Wenn ich Sie wäre, hielte ich das — Pferd, das mir heute zum Ankauf geboten wurde. Es wird auch verliehen,“ lächelte Lucien vergnügt über seine gelungene Bosheit.

Emil war zusammengezuckt, dann legte er die Hand auf Luciens Arm. „Hören Sie, Lucien,“ seine ausdrucksvollen dunklen Augen blitzten auf, „wir wollen gleich am ersten Tag ein offnes Wort zu einander sprechen. Für jede Unart, die Sie sich gegen mich erlauben, hau ich Ihnen eine herunter, Sie können mich wieder schlagen, aber ich sage Ihnen gleich, ich bin stärker als Sie, also werden Sie immer den Kürzeren ziehen.“ Es war ein reizendes Schauspiel, den wechselnden Gesichtsausdruck Luciens zu beobachten. Im ersten Augenblick funkelten seine Augen in fast tierischer Wut auf, dann warf er den Kopf zurück und verbarg hinter dieser hochmütigen Bewegung das Zucken seiner Lippen. Zum Schluß hatte er seine alte Frechheit wieder gefunden. „Wissen Sie, Sie sind ein Original. Das muß

ich meinen Freunden erzählen. Aber Sie gefallen mir, wahrhaftig! Einen Lehrer, den ich schlagen darf, den hab ich mir immer gewünscht."

Ein Ausruf der Bestürzung ertönte von der Tür her. Frau Brancu war hereingetreten und hatte Luciens letzte Worte gehört. Sie wollte an ihren Sohn herantreten, doch Emil stellte sich zwischen ihn und sie. „Gnädige Frau, Lucien und ich, wir sind eben einig geworden, bitte drängen Sie sich nicht zwischen uns. Wir beide verstehen uns, nicht wahr, Lucien?" Lucien tanzte wie ein Verrückter im Zimmer umher und klatschte in die Hände.

„Ich wollte zu Tische bitten, aber — mein Gott! ich bin noch starr. Lucien, Lucien, bedenke, welches Verhältnis . . ."

„Das Verhältnis zwischen zwei Kameraden." Emil faßte Lucien fest unterm Arm und folgte mit ihm der voranschreitenden Mutter nach dem Speisesaal.

VI.

In dieser Stunde hatte sich Emil eine feste Stellung bei Lucien erobert. Allerdings war es kein Respektsverhältnis, in das der junge Brancu zu ihm trat. Lucien begann in ihm eine Art überlegenen Kameraden zu schätzen, vor dem man sich nicht zusammen zu nehmen braucht, der bis zu einer gewissen Grenze mit-

ging, diese aber nie überschritt. Das verlieh ihm in Luciens Augen den Reiz jenes Dinges, dessen volle Besitzergreifung einem versagt ist.

Dieses warme Interesse hinderte Lucien indes nicht, Emil zur Zielscheibe des ersten besten, ihm zur Hand liegenden Gegenstandes zu machen, wenn er durch irgend etwas gereizt worden war. Solchen Wutäußerungen gegenüber verhielt sich der junge Gessenharter gleichmütig, ja er verkehrte sie oftmals in Scherze, was ihm Frau Brancus volle Bewunderung eintrug. „Sie sind der erste Mensch, der mein unglückliches Kind richtig zu nehmen weiß,“ sagte sie einmal bei Tisch, als Lucien über irgend eine Speise erbost, die er nicht mochte, unhöflich hinaus gerannt war. „Sehen Sie, aus Angst, daß er ein Unheil anrichten könnte, habe ich schon vor längerer Zeit alle schweren Einrichtungsgegenstände aus seinem Zimmer entfernen lassen.“

„Ich habe einen ziemlich harten Schädel,“ meinte Emil gutmütig.

„Sagen Sie besser, Sie haben ein großes Herz.“ Frau Brancu verließ ihren Platz am Tisch und kam zu ihm, um ihm die Hand zu drücken. Er wies alles Lob bescheiden von sich. Nein, gutes Herz hatte er wirklich keins. Er konnte sich im Leben nicht erinnern, ein wirklich gutes Werk vollbracht zu haben. Was

ihn bei Brancus festhielt, war seinem Ermessen nach keine Regung der Humanität. Seine Phantasie, das Gefallen an Abenteuerlichem, das in jedem jungen Menschen wohnt, fanden hier Nahrung. Wenn Lucien nach dem allabendlichen Kampf mit der Mutter, die ihn nach seiner Meinung zu früh ins Bett nötigte, eingeschlafen war, dann ging Emil auf sein Zimmer, lehnte sich an das geöffnete Fenster und sah in den Garten hinab. Es waren die längsten Nächte des Sommers. Der Mond leuchtete über dem Garten, wie eine einsame Ampel ein Heiligtum erhellt. Dieser Garten war für Emil ein mystischer Ort. Noch mit keinem Fuß hatte er ihn betreten. Er wollte ihn auch nicht betreten, um desto geheimnisvollere Reize in ihn hineindichten zu können. Er spann seine Grenzen ins Unendliche, verlegte schlummernde Teiche hinter seine dunklen Baumgruppen und glaubte die Kette des einsamen Kahnes klirren zu hören, der am Ufer lag. Rätselhafte Laubengänge, in denen niemand wandelte, sah er im Mondlicht träumen, und er malte sich die weiten von silbernen Nebeln umspielten Rasenflächen aus, auf die sie mündeten. Und wenn dann ein halbverlorener Ton, ein sehnsüchtiges Rufen wie aus der Brust eines Sterbenden durch die stumme Luft zitterte, der Gruß der blinden Gefangenen an die Sommernacht, dann riß er ein

Blatt Papier heraus und schrieb Worte nieder, die von Mondlicht tropften und all die überfließende Schwermut, die um ihm webte, wiedergaben.

Ihm fehlte noch der Mittelpunkt in seinen Dichtungen, sie, die den bleichen Mondscheinvisionen Farbe und Blut gegeben hätte: die Frau. Emils Innenwelt war die eines Kindes. Das Weib, mit dem seine Kameraden renommierten und dessen Gestalt ihm als kokettes Phrynchen in der Werkstatt des Bruders entgegenblickte, war ihm widerlich, verhaßt. Sein inneres Unabhängigkeitsgefühl empörte sich gegen die Nivellierungssucht der Natur, die alle Menschen in das Joch ihrer egoistischen Absichten spannen will. Er würde sein Haupt nur vor einer einzigen Frau beugen: vor seiner Muse . . . Wenn er so lange am Fenster gestanden und vor sich hingeträumt hatte, dann war ihm oft, als höre er irgendwo in seiner unmittelbaren Nähe das Gleiten eines schleppenden Frauengewandes. Er fühlte sein Gesicht heiß werden und horchte. Wie ein bei unrechtem Tun Ertappter schlich er dann vom Fenster und verfügte sich zu Bett. Wachte sie noch, die gütige, weiche Frau mit den eigentümlichen Händen, die immer etwas streicheln mußten? Die arme Mutter! Manchmal bedauerte er sie, manchmal jedoch ärgerte er sich tüchtig über sie. Das

war, wenn sie Lucien beständig als kleines Kind behandelte und wie ein solches liebkoste. Zog sie ihn nicht auf ihr Knie und preßte seinen Kopf an sich und bedeckte ihm Gesicht und Wangen mit Küssen? Einen sechzehnjährigen Jungen! Einmal konnte sich Emil nicht enthalten, ihr darüber Vorstellungen zu machen. So etwas wäre doch gar nicht pädagogisch von ihr. Sie hörte gelassen wie immer seine Bedenken an. Dann hob sie ihre braunen Augen langsam zu ihm auf. Er entschuldige wohl, aber in dieser Beziehung befände er sich über Lucien im Irrtum. Lucien sei eine geradezu krankhaft nach Zärtlichkeit begehrende Natur. Er, Emil, würde das noch herausfinden. Und doch bemerkte Emil oft, wie Lucien die Mutter voll Widerwillen von sich stieß. Es äußerte sich eben bei Lucien alles, auch seine Zärtlichkeit in despotisch-ungezügelter Art. War er eben in einer seiner melancholischen Stimmungen, unter denen er sehr litt, so konnte er wütend bis zum Angriff werden, wenn die weichen Hände der Mutter zärtlich die seinen suchten. Fühlte er sich wohl, etwa nach einem Ritt oder nach einem schönen Spaziergang, so warf er sich übermütig an ihren Hals und herzte und küßte sie. Einmal, Emil hatte in der Manege mit aufrichtigem Entzücken Luciens prachtvollen Exerzitien auf seinem weißen Hengst zugesehen

und hielt auf dem Heimweg sein Lob nicht zurück, da hing sich Lucien freudig an seinen Arm. „Wenn ich doch schon endlich hinaus ins Freie dürfte, laßt mich doch endlich!" Emil warf ihm allerlei Einwände hin, schließlich sagte er: „Und wenn's dazu kommt, was haben Sie viel davon, da doch der Reitknecht hinter Ihnen hertrottet." Lucien mußte ihm recht geben. Mittlerweile waren sie heimgekommen, Lucien nahm, sich aufs Sofa werfend, ihr Gespräch wieder auf. Er verschränkte die Hände unterm Kopf und sah zur Decke. „Wissen Sie, eigentlich ist es doch erbärmlich, wie ich lebe. Wahrhaftig stumpfsinnig, wie mein Freund sagt. Immer Zwang, nichts als Zwang auf Schritt und Tritt."

„Sie hätten wohl als Boy geboren werden mögen, irgendwo auf einer großen Farm in Wildwest, wo die ungezügelten Rosse sich auf den Prärien herumtummeln und schmale Kanoes einen pfeilschnell durch die reißenden Gewässer tragen, wo die Glut der Sonne glühender und die Nacht nächtiger ist als bei uns."

„Ha", Lucien sprang auf und warf sich an Emils Brust, „ja, so irgendwo da möcht ich sein. Wo die Stürme noch Gewalt haben und einem den Atem aus der Brust reißen, wo flimmernde Blumen wachsen, die einen toll machen, wenn man an ihnen riecht, wo die Weiber vergiften, wenn sie küssen, wo man noch

etwas empfinden könnte ... Emil! Emil! gehen Sie mit mir, brennen wir beide durch ..." Er preßte Emil mit der Kraft eines Wahnsinnigen im Arm. Emil suchte sich frei zu machen. „Lucien, fassen Sie sich! Sie sind noch so jung. Heutzutage ist es ja ein kleines, übers Wasser zu kommen. Ihr Wunsch wird sicher Erfüllung finden."

Plötzlich fühlte er heiße Tränen auf seine Hände tropfen, ein konvulsivisches Schluchzen erschütterte Lucien. Emil umschlang ihn und ließ ihn behutsam aufs Sofa gleiten. Da faßte Lucien ihn an den Schultern und zog ihn zu sich. „Lach mich aus, ich bin ein armer Kerl, ich kann nichts dafür. Das Elend wühlt in mir, seit ich denken kann, und sie haben keine Medizin, die mir helfen könnte ..."

Diese kindischen Worte ergriffen Emil.

„Laß gut sein," er streichelte die bleiche Stirne, die wie im Fieber glühte, „vielleicht wird es nun besser mit dir werden."

Seit diesem Tag duzten sie einander und das Verhältnis zwischen ihnen war in eine neue Phase getreten.

VI.

Eines Tages schlug Emil den Weg zu seinem Bruder ein. Er fand Rasso in freierer Stimmung als jüngsthin. Er hatte ein kleines

Figürchen, ein Mädchen im Badekostüm, unter den Händen, an dessen Vollendung er arbeitete.

„Also man lebt noch," bewillkommte er den Bruder, „sieht sogar feudal aus. Wo hast du dir diesen Anzug bauen lassen, er sitzt tadellos."

Und er umkreiste in seinem grauen Kittel launig Emil und schob ihm einen Stuhl hin, von dem er zuerst allerlei Gegenstände entfernte. „Und sogar parfümiert, Donnerwetter! Die Frau scheint dich also mit allem zu versorgen?"

„Ich erblicke sie außer den Mahlzeiten gar nicht," warf Emil hin und sah sich im Atelier um.

„Wie lang bist du eigentlich schon in ihrem Hause?"

„Ungefähr einen Monat."

„Nun, das ist noch nicht lang. Was macht die Paralyse?"

Emil runzelte die Brauen. „Der Junge, der Junge! Er krempelt mich um."

„Der Junge?" Rasso fuhr vorsichtig mit der Spitze des Daumens über das Bein seines kleinen Mädchens. „Wieso?"

„Ich komme nicht über ihn hinaus, Tag und Nacht beschäftigt er mich."

„Gib acht, daß du nicht mit der Polizei in Konflikt gerätst."

Emil blickte ihn fragend an, dann machte er eine Bewegung der Ungeduld. „Wenn du nur nicht so gemein wärst."

„Wieso gemein?"

„Ich bedaure, daß ich nicht Medizin studiert habe."

„Kannst es ja noch."

„Das wäre für Lucien zu spät. Wenn dem armen Teufel nicht bald geholfen wird, so geht er dahin."

„Das muß er sowieso. Es ist auch nicht schade um die Sorte. Möchtest du etwa, daß er heiratet und vollständige Idioten zeugt?"

„Du sprichst so hart, weil du ihn noch nicht gesehen hast. Sähest du ihn, das Herz täte dir weh. Ein bildschöner Junge!"

„Ich habe ihn gesehen. Ihn und dich. Ihr gingt auf der andern Seite der Straße. Ich hätte ihm gern eins auf den Buckel gegeben, hält sich ein junger Mensch so gebückt? Das ist ja ekelhaft. Wie ein Rückenmarksleidender. Ich weiß ja, daß all die dummen Buben so herumrennen, weil es Mode ist, aber du als sein Lehrer dürftest das nicht zugeben."

„Bei ihm kommt es nicht aus Affektation, er ist schwach und sein Körper neigt unwillkürlich zu dieser Haltung."

„Mach ihm weiß, daß in neuester Zeit die englischen Junker den Bauch herausstrecken, und du sollst sehen, wie sich seine Haltung verändert. Diese Buben sind ja leere Gefäße,

die jeden Gehalt begierig annehmen; weils kein anderer sein kann, sind sie Spucknäpfe der Mode, die alles sorgsam sammeln, was ausländische Hohlköpfe zu ihrem Pläsier aufbringen. Wenn ihre Narrheit wenigstens eigenes Gepräge trüg' . . ."

„Ich glaube, es gibt keine größere Tragik als diese innere Leerheit, die du so bitter verspottest. Was so ein Junge ohne jeden Anhaltspunkt entbehrt, begreifst du gar nicht."

„Nicht?" Rasso blickte ihn überlegen an. „Es liegt noch nicht allzu weit zurück, daß ich selbst so ein Junge war. Und du? Bist du nicht fast gleichalterig mit ihm? Fühlst du dich tragisch verzweifelt, weil deine Mutter besorgter um deine Stiefel als um deine Seele war? Ich sehe keine Verzweiflung an dir."

Emil schwieg betreten. Rasso riß da einen Vorhang in seinem Innenleben zurück, den zu lüften ihm noch nie eingefallen war.

„Vielleicht war meine Dichterei mir Ersatz für manches. Ein Kind ist ja genügsam. Ein paar Weihnachtskerzen können ihm den Himmel herabzaubern. Ich war innerlich nicht einsam, und daß du es warst, wußte ich nie."

„Weil du immer ein großer Egoist warst, der sich um den ältern Bruder nur dann bekümmerte, wenn er dessen Fäuste bedurfte. Wie manchen Wintermorgen bin ich im Dunkel

4*

aus den warmen Federn heraus und um unsere alte Pfarrkirche herum geschlichen, hinein getraute ich mich nicht. Da drinnen klang es und jubelte es, und alle die herauskamen, machten so eigene Gesichter, als ob sie ein großes Geschenk in der Tasche mit sich heimtrügen. Weshalb darf ich denn da nicht hinein, fragte ich mich oft. Und einmal stahl ich mich doch hinein. Ganz rückwärts neben den Krüppeln und Bettlern stand ich und blickte auf einen Altar, vor dem Weihrauchwolken aufstiegen. Aber weshalb die Leute davor knieten, weshalb der alte Mann im goldnen Schleppmantel ein blitzendes Gefäß erhob, weshalb die Glocken da einfielen und läuteten und die Leute ihre Nacken beugten, wußte ich nicht. Ich stand steif da und fühlte mich außer der Gemeinschaft Glücklicher, die etwas besaßen, was mir versagt war. Uns Dissidentenkindern wurde ja immer eingeprügelt, daß es ein Übernatürliches nicht gebe. Und doch schreit die Seele des Kindes nach einem Höheren, zu dem es in frommer Andacht und Bewunderung aufblicken kann. ‚Wenn es keinen Gott gäbe, müßten wir einen erfinden', hat einer gesagt, der kein altes Weib war. Wenigstens für die Kinder müßten wir einen erfinden. So lange es Kinder gibt, muß ein Himmel da sein. Nicht nur schlecht, auch dumm sind die Erzieher, die ihren Pflege-

befohlenen die Natur als höchstes Vorbild hinstellen, von ihnen aber Eigenschaften fordern, die dem nur auf Nützlichkeit bedachten Mechanismus der Natur fremd sind."

Emil sah nachdenklich vor sich hin. „Du betonst die ideale Seite des Gottesglaubens. Missest du ihm aber auch praktischen Wert bei?"

„Aha, da kommt der Klugscheißer heraus, dem seine weisen Lehrer, als er kaum sieben Jahre zählte, schon den Vorgang der Zeugung erklärt haben. Es liegt mir fern, mein Lieber, dir hier ein erbauliches Privatissimum zu halten, ich manipuliere nur mit Tatsachen. Ich habe beobachtet, daß die Leute mit Religion weder dümmer, noch ungebildeter, wohl aber glücklicher als die ohne Religion sind."

„Leute mit Religion, was verstehst du unter diesen?" Emil stand ungeduldig auf und durchmaß die Werkstatt.

„Was ich darunter verstehe? Das ist höchst einfach. Natürlich nicht die Angehörigen irgend einer frommen Brüderschaft oder diejenigen, die das herrliche Geschichtsbuch des Orients: die Bibel, als Offenbarung ausgeben, sondern die, die nach Christi Wort, lächle nicht höhnisch, er ist doch der größte Mensch und Lehrer, den wir besitzen — die nach seinem Wort ihrem Nächsten wohlwollen und die Tür ihrer Stube

hinter sich schließen, wenn sie mit ihrem Schöpfer ein Zwiegespräch halten wollen."

„Schöpfer?" Der schwarzumlockte Kopf des Jünglings wiegte sich zweifelnd auf den Schultern.

Rasso nahm das Schächtelchen Streichhölzer, das neben ihm auf dem Tisch stand, und warf es vor sich zur Erde. „Da ist Zündstoff drinnen, unleugbar, wir wissen's beide, aber wird sich der Stoff von selbst entzünden, wenn ich ihn nicht zur Reibung bringe? Über dem Zündstoff der Weltmaterie muß einer stehen, oder ich bin ein Idiot, und alle sind es mit mir, die gesunde fünf Sinne haben."

Emil zuckte die Schultern. „Darüber ließe sich sehr viel debattieren, aber ich muß leider ..." er zog die Uhr heraus, „ich muß heim, ich habe kein Wort gesagt, daß ich ausgehe."

Rasso streifte seinen Hausrock ab und langte nach Mantel und Hut. „Warte, ich begleite dich." . . .

Sie gingen miteinander hinab. Als sie ein Stück gegangen waren, kam ihnen eine elegante, verschleierte Dame entgegen.

Sie maß Emil neugierig, dann warf sie einen vertraulichen Blick auf Rasso. Rasso griff nachlässig an den Hut. Emil blickte den Bruder an.

Der begann von der schlechten Straßen-

bespritzung zu reden, und daß es jetzt eine viel praktischere Sprengungsmethode gäbe, die aber die Väter der Stadt noch nicht kennten.

„Das ist ja sehr traurig," meinte Emil, „aber offen gestanden, interessiert es mich viel mehr zu wissen, ob die — deine Freundin ist."

„Bist du toll?" Der ältere Gessenharter lachte laut auf. Emil wandte sich zurück, um der Dame nachzuschauen. „Sie ist auffallend, aber schön."

„Du kannst sie haben, wenn sie dir gefällt."

„Wie, versteh' ich dich recht?"

„Ha, denk nur, Emilchen, mit solchen . . . schlechter Kerl, was?"

„Neben der Geliebten!"

„Erst recht. Es gibt sechs Wochentage und einen Sonntag. Die Geliebte ist der Sonntag."

„Also du bist . . . wie alle."

„Noch viel ärger, viel ärger."

„Emil blieb stehen. Rasso zog ihn mit sich fort.

„Du machst augenblicklich ein Gesicht wie ein Gefangenhausprediger, der an der Bahre eines verendeten Verbrechers steht. Ich möchte wetten, du willst mir . . . na, wolle doch nicht gleich fortrennen. Ich bin ein ganz gewöhnlicher Schuft, richtig, aber dich, mein Kücken, habe ich bis jetzt doch mit meinen Schuftereien

verschont. Ja, ich treibe mich viel mit Frauen herum, woher hätte ich denn sonst die Inspiration zu meinen tönernen Fräulein? Wie sollte ich denn sonst Studien machen können? Und wenn mir jene nichts weiter wären als Modelle."

Emil machte eine wegwerfende Geberde.

„Ja, wenn das alles nur zu meinem Vergnügen wäre! Doch hier ist deine Straße. Grüß mir die Witwe."

Rasso schüttelte Emils Rechte und trennte sich von ihm. Emil ging verdrossen nach seiner Wohnung.

Er hatte irgend einen klugen Fingerzeig von seinem Bruder erwartet, anstatt dessen hatte dieser Widersprüche, Zweifel, Bedenken in ihn gestreut . . .

Als er eben in sein Zimmer getreten war, kam Lucien herein. „Ich war schon einmal bei dir. Wir wollen heute früher zu Nacht essen, Mama hat Karten zum Troubadour bestellt. Wo warst du denn?" Er faßte Emils Kopf zwischen die Hände und sah ihm nach Kinderart forschend in die Augen.

„Bei meinem Bruder. Du warst im Bad, als ich fortging. Ich hatte vor, bald zu kommen, nun ist's später geworden."

„Nimm mich doch einmal zu ihm mit, ich möcht ihn kennen lernen."

„Gerne. Wenn ich das nächste mal hingeh, sag ich es dir."

Emil machte flüchtig Toilette, dann ging er ins Speisezimmer hinüber. Es war ein behaglicher Raum, reich ausgestattet, wie die übrigen Räume des Hauses. Frau Brancu in ihrer dunklen Kreppwolke saß bereits an dem sorgfältig gedeckten Tisch und blickte ihm entgegen. „Sie Ausreißer, ich dachte mir schon, Sie hätten sich heimlich auf und davon gemacht." Sie bot ihm die Fingerspitzen zum Kuß. Das schweigsame Dienstmädchen mit den stets gesenkten Augen reichte die Abendschüssel und Tee herum.

„Ich habe Ihnen die respektvollsten Empfehlungen von meinem Bruder auszurichten, gnädige Frau," sagte Emil, „ich war bei ihm, um zu sehen, wie 's ihm ginge."

„So?" Ein Schatten flog über ihr Gesicht, „bei ihm waren Sie." Die Abneigung scheint eine gegenseitige zu sein, dachte Emil. „Er hat wohl viele Aufträge," fügte sie hinzu. „Arbeiten wie die seinen finden immer Liebhaber."

„Ich weiß wenig Näheres über seine Verhältnisse," Emil fühlte Röte in sein Gesicht steigen, „Jahre lang war er für mich und meine Mutter verstummt und wäre es vielleicht noch länger geblieben. Erst mein Hierherkommen hat uns einander wieder näher gebracht."

„Er ist in allem das Gegenteil von Ihnen, Dr. Lynar scheint ihn nicht ganz zu kennen.“

„Jedenfalls bin ich Rasso zu Dank verpflichtet,“ meinte Emil, auf die durch ihn erhaltene Stellung anspielend, „und ich kann sagen, wenn ich ihn nicht hätte, fühlte ich mich noch einmal so einsam auf der Welt.“

„Kennen Sie Dr. Lynar?“

„Nein, mein Bruder erwähnte nur seinen Namen.“

Sie berührte leichthin, welch ein vortrefflicher Mann Lynar wäre und daß man den Verkehr mit solchen Menschen pflegen müsse, schon deshalb, weil er „Relief“ gebe.

Später brachen sie auf, um ins Theater zu fahren. Sie hatte eine kleine Loge gemietet, in der es gemütlich und nicht allzuhell war.

Lucien setzte sich dicht an die Brüstung und machte über die Anwesenden schlechte Witze.

Dann ging der Vorhang auf. Frau Brancu, die den Troubadour wohl über ein Dutzend mal gesehen hatte, widmete der Bühne keine Aufmerksamkeit. Sie schob geräuschlos ihren Stuhl zurück, lehnte sich nach hinten und sah liebevoll Lucien an, der den Vorgängen auf der Bühne folgte.

Der Raum war eng, um Lucien bequemere Ausschau zu bieten, hatte auch Emil sich weiter

zurückgesetzt, obzwar ihn, der zum erstenmal das Theater einer Großstadt sah, der Saal mächtig interessierte. „Sehen Sie nur wie seine Wangen wieder gerötet sind, der geringste Vorgang treibt ihm das Blut zu Kopfe," flüsterte Frau Brancu zu Emil. Hatte sich der Duft eines Nelkenbeetes auf ihn gesenkt? Er vergaß zu antworten.

„Vielleicht bin ich aber auch zu ängstlich und sehe Dinge, die andere gar nicht wahrnehmen."

„Sollte nicht die Beleuchtung hier die veränderte Farbe seines Gesichts verschulden," stotterte Emil zerstreut.

Lucien begann mit den Fingern auf der Brüstung der Loge zu trommeln.

„Ich erscheine Ihnen wohl als recht ängstliche Mutter," lispelte sie leise. Er entschuldigte sich, daß er ihre Worte nicht verstanden habe, und bat um Wiederholung. Sie rückte ihm näher und beugte den Kopf zu ihm, so daß ihr Haar seine Wange streifte. „Ich bin ängstlich in meiner Fürsorge, doch die Mutterliebe ist daran schuld. Und selbst wenn die nur in geringem Maße vorhanden wäre, was hängt nicht alles an dem Kinde. Sie machen sich ja keine blasse Vorstellung davon!"

Und sie begann ihm, ganz dicht an sein Ohr geneigt, eine merkwürdige Geschichte zu erzählen.

Ihr Mann — er war Großkaufmann — sei erblich schwer belastet gewesen, dazu noch durch sein tolles Jugendleben vollständig ruiniert, als er sie heiratete. Ungefähr ein Jahr nach ihrer Vermählung hätten sich Spuren des Irrsinns bei ihm gezeigt. In diesem trostlosen Stadium, wo er noch nicht völlig umnachtet war und noch helle Tage hatte, war ihr Kind geboren worden. Die Ärzte waren anfänglich der Meinung, daß es nicht am Leben bleiben würde, weil es so schwächlich war; später legte es Gewohnheiten an den Tag, die den Mangel gesunder Vernunft bei ihm befürchten ließen. Schon dreijährig wollte es nur mit den Händen essen und ähnliches mehr und verfiel in Krämpfe, wenn man ihm Rügen erteilte.

„Das Prognostikon," fuhr Frau Brancu fort, „das die Mediziner meinem Jungen stellten, war trübe. Zu meines Mannes beginnender Geistesumnachtung gesellte sich noch die Kränkung über das Kind. Eines Tages fanden wir ihn tot. Er hatte sich selbst entleibt. In der Tasche des Rockes, den er trug, wurde folgendes Schriftstück gefunden, das rechtskräftig unterzeichnet war. ‚Da ich die Verantwortung für das Leben meines unglücklichen Kindes trage, so will ich dessen Los wenigstens so viel wie möglich erleichtern.' Nun hören Sie die Klausel,

die das Mißtrauen meines Mannes in meine Muttergefühle verriet.

‚Damit das Kind in sorgenden Händen bleibt, bestimme ich,' lautete der Passus, ‚daß die ganzen Zinsen des Vermögens seiner Pflegerin zufallen, das Vermögen selbst aber erst nach dem Tode meines Sohnes und zwar zum dritten Teil der Mutter in die Hände gegeben werde. Zwei Dritteile bestimme ich zum Bau eines Spitales für erblich belastete Arme.' Da ich als ganz mittelloses Mädchen heiratete, können Sie begreifen, daß ich Märtyrerin, nicht nur meiner natürlichen Mutterliebe, sondern auch der Verhältnisse bin."

Emil hatte nur mit halbem Ohr auf ihre Worte gehört, die Nähe ihres warmen Leibes, der Duft, der ihm entströmte, das weiche Flüstern, versetzten ihn in eine Art Trunkenheit. Er fühlte, wie sein Atem schwerer und schwerer wurde, wie an seinem Körper gleichsam laue, prickelnde Wellen leckten und schmeichelten. Er fühlte seine Wangen kalt werden. „Was ist Ihnen," flüsterte Frau Brancu besorgt und legte ihre Hand, von der sie den Handschuh abgestreift hatte, auf seinen Arm.

„Nichts, nur ein kleiner Schwindelanfall," stotterte er verlegen. Weshalb macht sie mich nur hier, vor Zuschauern, zu ihrem Vertrauten, fuhr's ihm durch den Kopf, hier, wo ich teil-

nahmslos sitzen bleiben muß und mich nicht rühren darf. Weshalb gerade während des Aktes und nicht nachher?

Wie sonderbar, daheim war sie nie so vertraulich mit ihm! Sie bemühte sich, ihm in die Augen zu blicken, er ahnte die fürsorgliche Teilnahme dieses Blickes. In dieser Minute rückte Lucien so rasch seinen Stuhl herum, daß viele Köpfe sich herüber wandten. „Was flüsterst du ununterbrochen da hinten, was hast du ihm plötzlich zu sagen, wenn ich nicht zuhören kann.“ . . .

„Lucien!“ Die bestürzte Frau legte den Finger beschwichtigend an die Lippen. „Kind, wollen wir heimgehen, ja? Komm!“

„Nein“, knirschte er zwischen den Zähnen hervor und faßte Emils Hand. „Komm hier vorne her, zu mir.“ Er schob rücksichtslos mit Gepolter seinen Stuhl zur Seite, so daß ringsher unmutige Pstrufe laut wurden.

„Sehen Sie die Eifersucht, mit keinem Menschen soll ich ein Wort wechseln,“ flüsterte Frau Brancu.

Emil hatte sich neben Lucien gesetzt, der ihm allerlei abgebrochene Bemerkungen zuraunte. Da Emil kein Wort entgegnete, schwieg Lucien, nur seine Hand umspannte die Emils.

Die Oper war bald zu Ende. Wortkarg fuhren sie nach Hause und sagten einander im

Entree ein kurzes Gutenacht! Frau Brancu, die Lucien immer zu Bett brachte, verschwand mit ihm in seinem Zimmer.

Emil suchte sein Lager auf, vermochte aber nicht einzuschlafen. Das Herz war ihm unruhig. Bald war es das Erlebnis im Theater, bald das Gespräch mit Rasso, das ihn beschäftigte. Mitleid und ein leises Gefühl des Zornes, er wußte nicht weshalb, kämpften in ihm beim Gedanken an Frau Brancu.

Und mitten im Grübeln über sie, kam ihm wieder die Erinnerung an Rasso. Rasso! War er wirklich so verworfen, wie er sich ausgab? Er, der den Kinderglauben beweinte, um den ihn die Mutter gebracht hatte. Ja, Rasso hatte recht. Wenn Emil nicht seine Poesie, seine Trösterin, seinen heimlichen Gott gehabt hätte! Er begriff die Leere derer, die keine Kunst und keinen Gott haben. Grausam arme Bettler! Armer Lucien. Armer, armer Lucien! . . .

VII.

Am andern Morgen erwachte er mit dumpfem Kopf. Während des Frühstücks, das ihm stets auf seinem Zimmer serviert wurde, fühlte er den Druck auf sich schwerer werden. Es war ihm, als sei er um zehn Jahre älter geworden seit gestern. Er glaubte zu spüren, daß die kleine Blumeninsel seiner ersten Jugend

unter seinen Füßen zu schwinden begann, daß seine unschuldigen Erfahrungen, bis jetzt seine getreuen Ratgeber, ihn hier im Stich ließen. Heimweh nach etwas ergriff ihn. Der Augenblick war gekommen, wo der geheimnisvolle Dämon des Schicksals ein Blatt seines Lebens umschlug. — Emil stützte den Kopf in die Hand und grübelte. Aber er fand keine Antwort auf alle die Fragen in sich. Zuletzt riß er die Uhr heraus, bemerkte die vorgerückte Stunde und eilte zu Lucien. Er fand ihn noch im Bett, in ein Album mit Ansichtskarten vertieft. Er sah wunderschön aus in seinem langen, weißen, mit reichen Spitzen verzierten Nachthemd. Emil setzte sich zu ihm. Man hätte sie fast für Brüder halten können, wie sie die schönen Köpfe zusammensteckten.

Nach einiger Zeit bemerkte Emil: „Wie wärs, wenn du endlich aufstündest? Es ist unrecht, so die Zeit zu verschwenden."

„Soll ich dir meine Freunde einladen, oder hast du Lust, in den zoologischen Garten zu gehen?"

Lucien streckte sich in die Kissen zurück und gähnte.

„Nein, das ist's nicht, was ich meine. Du sollst endlich etwas zu arbeiten anfangen. Wollen wir etwas lesen? Magst du?"

„Ach Gott, fang bloß nicht wie ein langweiliger Schulmeister an" — die wachsbleiche Knabenhand legte sich auf Emils Arm —, „das kann ich nicht ertragen."

Emil blickte auf die Tür, die sich geräuschlos öffnete und wieder schloß. „Nicht wie ein Schulmeister, nur wie ein gebildeter Mensch. Du verdummst ja, wenn du nur Unterhaltungen nachgehst. Du sollst ja nichts auswendig lernen, ich will dir bloß eine halbe Stunde vorlesen, die andere halbe Stunde plaudern wir über das Gelesene."

„Ja, was willst du denn aber lesen?" fragte Lucien gelangweilt.

„Nehmen wir Mommsens Untergang des römischen Reiches. Du wirst dich freuen über das herrliche Werk."

„Lies es doch allein."

„Das hab ich ja schon längst getan," lächelte Emil. „Oder ziehst du einen ganz alten schnurrigen Herrn vor? Soll ich dir aus Herodot Geschichten lesen?"

„Ach Gott, all so was, dafür bin ich nicht." Er räkelte sich wie ein kleiner Junge im Bett herum. „Spiel lieber ein Partie Pisik mit mir."

„Pisik! Um Gotteswillen! Da lese ich dir lieber aus Nansen vor, den magst du ja."

„Immer die Plagerei!" Lucien machte ein unmutiges Gesicht.

„Aber Mensch, wozu bin ich denn eigentlich bei dir, doch nicht nur als Fratzenschneider."

„Fratzenschneider ist gut; lies meinetwegen Nansen, aber erlaube, daß ich dabei schlafe."

„Das kannst du auch ohne Nansen." Emil stand auf und schritt hinaus. Die Tür war nur angelehnt, hinter ihr stand Frau Brancu. „Ich habe euch beobachtet. Ich bewundere Ihre Geduld. Einfach rührend sind Sie. Ein Mensch wie Sie, der eigne Ideen hat und sich der Launenhaftigkeit eines Kindes opfert, sich herabschraubt, um ihm verständlich zu sein —"

„Ach, gnädige Frau" — der leichte Groll gegen sie war bei ihrem Anblick wieder in ihm erwacht —, „Sie machen viel mehr aus mir, als ich bin. Ich bin ein ganz einfacher Mensch, der sich durchaus nicht herabzuschrauben braucht, um von einem Kind verstanden zu werden. Übrigens bin ich ja nur um zwei Jahre älter als dieses ‚Kind'."

„'S ist wahr," sagte sie mit einem kosenden Ton in der Stimme. „Sie selbst sind noch so jung. Haben Sie keine Sehnsucht nach Ihrer Mutter?"

„Nach meiner Mutter? Ich weiß nicht —" er zauderte verlegen.

„Oder füllen Ihre Ziele Sie ganz aus?"

„Meine Ziele? Ach, gnädige Frau, Sie vermuten hinter mir viel mehr, als ich bin. Ich

möchte einmal ein gutes Buch schreiben, das ist mein Ziel." Er kam sich in diesem Augenblick ärmlich vor, und es ärgerte ihn, daß diese reife Frau mit ihrer Lebenserfahrung ihn so verkannte. Was war er denn? Der Glaube an seine Fähigkeit, die Welt zu beglücken und besser zu machen, war in ihm zusammengeschrumpft, seit er gewahr geworden war, wie viel Hingebung und Selbstverleugnung schon dazu gehörte, um nur ein aufgeregtes Kinderherz zu beruhigen.

Etwas Weiches, Bezauberndes ging augenblicklich von seiner leicht gesenkten Stirn aus, die Hilflosigkeit der Jugend, der große Reiz für die Alten. In dieser Sekunde öffnete sich ungestüm Luciens Stubentür, und er stand, flüchtig eine Joppe um sich geworfen, unter ihr.

„Aha, da seid ihr ja wieder bei einander!" Er warf sich mit geballten Fäusten auf seine Mutter. Emil wollte dazwischentreten, doch sie winkte ihm mit den Augen.

„Lucien, Junge, laß die Verrücktheiten." Sie hatte die Arme um ihn geschlungen und ihr Gesicht gegen seines gepreßt. „Weshalb soll ich denn mit deinem Kameraden nicht sprechen? Weißt du, was ich ihn eben gefragt habe? Ob er Sehnsucht nach seiner Mutter hat, habe ich ihn gefragt."

Lucien richtete aufatmend die Augen auf Emil. „Er braucht nicht mit dir zusammen zu stecken, dann nimmst du ihn mir wieder, und er gehört mir . . ."

„Wie? Komm hinein, du erkältest dich hier." Sie schob ihn, der seine Hand auf Emils Arm gelegt hatte, in die Stube. „Du bist ja ein unheimlich dummer Junge. Wäre es dir recht, wenn ich Herrn Emil schlecht und unfreundlich behandelte, wenn ich ihn fühlen ließe, daß er uns ein Fremder ist? Nein; siehst du wohl. Das willst du nicht. Und auch ich will es nicht. Wer meinen Jungen lieb hat, den habe ich auch lieb. Und wie ich deine besorgte Mutter bin, so möchte ich auch ihm ein wenig die Mutter ersetzen. Das ist dir doch recht, nicht?" Sie küßte ihn und gewahrte, daß seine Augen voll Tränen standen. Er hielt noch immer Emils Arm fest. Sie legte die Rechte um Emils, die Linke um Luciens Schulter. „Sollten wir drei uns denn wirklich nicht vertragen können?" Der Ton ihrer Stimme war so harmlos und gut, daß in Emils Brust das unbestimmte Mißtrauen von gestern zu schmelzen begann.

„Ich denke, ja," sagte er mit halb scheuem, halb gerührtem Lächeln und blickte auf Lucien. Der schien noch immer nicht ganz beruhigt, und ein leiser Argwohn lag in seinem Gesicht.

„Damals, als ich noch klein war, hatte ich auch einmal einen Lehrer, den ich gern leiden mochte. Den nahmst du mir auch immer weg, und zum Schluß war er viel mehr bei dir als bei mir.“

„Du meinst Doktor Martin,“ lachte sie unbefangen. „Das war allerdings ein mir interessanter Mensch. Er war zehn Jahre lang Erzieher eines marokkanischen Prinzen gewesen und wußte viel Abenteuer zu erzählen. Aber Herrn Emil — ich darf Sie doch so nennen?“ ein freundlicher Blick ihrer Augen unterstützte die Bitte, „will ich dir durchaus allein lassen.“

„Das heißt, ich bin ihr viel zu uninteressant,“ dachte Emil und verneigte sich ironisch.

Später spielte er trotzdem eine Partie Pisik mit Lucien. Seine Finger zitterten leise, aber er wußte nicht weshalb.

Er fing an es aufzugeben, Lucien geistig vorwärts zu bringen. Der beständige Widerstand, der seinem Bestreben entgegengesetzt wurde, erlahmte seine Versuchslust. Trotzdem er nun Freiheit, Sorgenlosigkeit und allen Komfort hatte, gewann seine Kunst nicht im Brancuschen Hause. Immer seltener stand er abends am offenen Fenster und blickte in den Garten hinaus. Aber um so öfter irrte er ruhelos in seiner Stube auf und nieder, von schwerer Stimmung gequält. Er kam sich vor wie in eine

Muschel eingeschlossen, von ferne hörte er das Meer brausen.

Einmal pochte es leise an seine Tür.

„Wundern Sie sich nicht, daß ich zu Ihnen komme.“ Frau Brancu trat herein. „Es handelt sich um etwas, das unser Lucien nicht zu wissen braucht.“

Emil rollte ihr einen Sessel hin, und sie ließ sich nieder. „Bitte, setzen auch Sie sich, aber nicht in so furchtbar weite Entfernung,“ sie lächelte, man bekam ihre Zähne nie zu sehen, selbst nicht wenn sie lächelte, „ich möchte nämlich nicht allzu laut reden müssen.“

Zaudernd schob er seinen Stuhl näher.

„Hören Sie, Herr Emil, mir ist eingefallen, vielleicht brauchen Sie Geld. Ich finde nämlich seit einigen Tagen eine gewisse Verstimmung bei Ihnen. Das kommt häufig vor, wenn junge Leute Geldsorgen haben. Sie wissen ja, ich will Ihr Mütterlein sein und Sie so gut wie möglich betreuen.“

Er hielt die Augen auf den Saum ihres Kleides geheftet und sagte noch immer nichts.

„Nehmen Sie hier dies Päckchen.“ Sie schob ihm ein dickes Kuvert hin. „Es enthält Ihren Gehalt, den ich Ihnen hiermit auf ein Jahr im voraus gebe!“

„Gnädige Frau!“ Er stammelte verlegen einige Phrasen.

Sie unterbrach ihn. „Lassen Sie die Redensarten, seien Sie uns lieber gut, zeigen Sie das, indem Sie weniger kopfhängerisch sind als in der letzten Zeit. Oder fehlt Ihnen etwas? Bangen Sie sich nach jemand?“

„Nein,“ sagte er blöde.

„Nun dann,“ sie erhob sich und ergriff seine Hand, „dann blicken Sie also freundlicher in die Welt, Sie müssen unser David sein.“ Er fühlte es wie weichen Sammet über seine Finger gleiten. „Habe ich nicht genug an einem Melancholischen, soll ich deren gleich zwei um mich haben?“

Er stotterte etwas von unverdienter Güte u. s. w. Sie zuckte ungeduldig die Schultern.

„Lassen Sie doch ein für allemal die Höflichkeitsworte, ein warmer Händedruck ist mir lieber.“

Er senkte den Kopf; nicht um alles hätte er sie jetzt in sein Antlitz blicken lassen mögen. Nur ihre sanfte Hand ergriff er und umspannte sie.

An diesem Abend ging es im Speisezimmer anders her als sonst. Während sonst Lucien das Hauptwort geführt und die andern durch mehr oder minder gute Einfälle nach Art verzogener Kinder unterhalten hatte, lenkte heute Frau Brancu das Gespräch. Sie erzählte, indem sie Emil anblickte, Lucien allerlei drollige Ge-

schichten von ihren Reisen; sie war, als Lucien noch klein war, einen großen Teil des Jahres mit ihm unterwegs gewesen. Meist waren es amüsante Histörchen, die sie vorbrachte. Emil, den es unangenehm berührte, daß sie vor Lucien verschiedene gewagte Themata berührte, verhielt sich steif und wortkarg.

Lucien zupfte ihn am Ärmel. „Was hast du denn? Du machst ja ein so langweiliges Gesicht."

„Herr Emil findet es wohl unpassend, daß ich solche Geschichten erzähle, ist's so?"

„Vielleicht, gnädige Frau." Er warf einen raschen Blick auf sie. „Mir kommt es nicht ratsam vor —"

„Gnädige Frau. Sag mal, Lucien, findest Du es nicht auch drollig, ich sage Herr Emil zu ihm, und er nennt mich: gnädige Frau!"

„Soll er dich beim Vornamen nennen und Frau Luna zu dir sagen?" Lucien war heiter gestimmt und begegnete seiner Mutter zärtlich. „Ich werde auch Frau Luna zu dir sagen."

„Du möchtest wohl das gleiche wie Herr Emil sagen," ihre Augen richteten sich ruhig auf Emil, „da müßte er mich Mutter nennen."

Lucien stutzte einen Augenblick lang, dann stampfte er mit den Füßen vor Vergnügen. „Ach, das gibt ja ein Gaudium. Du Mutter! Und er muß dir parieren, und wenn du willst, kannst

du ihn ohrfeigen. Weißt du, das ist mir schon recht, das finde ich belustigend."

Emils Gesicht hatte sich mit Röte bedeckt. „Ich glaube, es ist besser, wir lassen's beim alten."

„Das heißt," wandte sich Frau Brancu an Lucien, „er will, ich soll ihm Herr Gessenharter sagen."

„Ach Läpperei, „du" sag ihm und nicht anders. Wenn du ihm Mutter sein willst, hab ich nichts dagegen, nur seine Freundin sollst du nicht sein."

„Lucien," sagte Emil mit unsicherer Stimme, „ich finde, du könntest das unnütze Geschwätz lassen. Sag, wollen wir nicht über die Einladung sprechen, die du an deine mir noch unbekannten Freunde abschicken wolltest?"

Das Dienstmädchen mit den niedergeschlagnen Augen trat leise an Emil heran. „Herr Gessenharter, Ihr Bruder frägt durch das Telephon an, ob Sie heute Abend mit ihm ein Glas Wein trinken wollen?"

Emil blickte Frau Brancu an, sie schwieg. Da sagte er ohne aufzustehen: „Entschuldigen Sie mich bei meinem Bruder, Sagen Sie, ich hätte keine Zeit."

„Er verkehrt in keiner guten Gesellschaft," sagte Frau Brancu, „was interessieren Sie diese Kreise?"

„Ists das nur, was ihn für Sie unangenehm macht?“

„Ich weiß nicht,“ sie sann einen Augenblick nach, „er hat den Blick eines Großinquisitors.“

Emil lächelte. „Deshalb? Er gefällt Ihnen einfach nicht.“

„Du bist sehr dumm. Da müßtest du gerade hingehen, sicher ist's sehr lustig bei ihm.“

„Laß doch Herrn Gessenharter. Ich finde es reizend, daß er vorzieht, bei uns zu bleiben.“

Lucien brach in ein ausgelassenes Lachen aus. „Ihr beide seid zu drollig. Einer höflicher als der andere. Sei doch derber mit ihm, Mama, er ist ein Bursch wie ich, und du mach keine Umstände mit ihr, sie ist meine Mutter. Du kannst ihr so begegnen, wie ich ihr begegne.“

„So? Woher weißt du das, Wildfang du!“ Frau Brancu bog seinen Kopf zu sich und küßte ihn. „Aber jetzt geh auf dein Zimmer, Liebling, ja? Ich komm dir gleich nach.“

„Schon wieder. Wenn nur das verdammte zum Schlafengehen Nötigen nicht wäre! Kommt mindestens alle beide mit mir.“

Emil erhob sich. „Ich kann dir weiter nichts nützen.“

„Ach Läpperei, du kommst mit. Wollen wir nicht ein Gläschen Sekt bei mir trinken?

Ach, süße Mutter! Bitte auch du!“ Er faßte Emils Hand.

„Ich halte Alkohol schädlich für dich.“

„Ach was, Klosterbruder du, an dir hat man auch keine Stütze.“

Frau Brancu drückte auf den elektrischen Knopf und bestellte eine Flasche Sekt. „Aber nur auf deinem Zimmer.“

„Guter Kerl!“ Lucien klopfte seiner Mutter auf die Schulter. Dann gingen sie alle drei auf seine Stube hinüber. Er begab sich zu Bett. Der Sekt wurde hereingebracht, und Lucien stürzte hastig ein Glas voll hinab. Beim zweiten bat ihn Emil, langsamer zu trinken. Anstatt zu gehorchen, schnitt er eine Grimasse. Frau Brancu füllte Emil, der sich ihr gegenüber, auf der andern Seite des Bettes niedergelassen hatte, immer wieder das Glas, so oft er einen Schluck daraus getan hatte. Zum Schluß wollte Lucien wieder aufstehen. Die Mutter kramte in dem Schatz ihrer Erzählungen, um ihn zum Ruhigliegen zu bestimmen. Auch Emil wurde zum Erzählen aufgefordert, aber er wußte nur kleine harmlose Streiche aus seiner Kinderzeit zum besten zu geben, die Lucien langweilten. Er begann zu gähnen, blinzelte und schlief ein. In dem Augenblick, als seine langen Wimpern herabsanken, trafen sich vier Augen. Wie dem gleichen Impuls gehorchend, erhoben sich Emil

und Frau Brancu. Beide schritten behutsam hinaus. Im gedämpften Licht des Korridors blieb sie vor der Tür ihres Zimmers stehen und richtete die erweiterten Pupillen auf ihn. Er neigte sich über ihre Hand. „Gute Nacht, Frau Luna! . . .“

Da sie nichts entgegnete, schritt er langsam auf sein Zimmer.

VII.

Von diesem Abend ab befand sich ein neuer Gast im Brancuschen Hause. Niemand sah ihn, aber man fühlte seine Anwesenheit. Er huschte geräuschlos durchs Speisezimmer, wenn die Drei unter der rotbeschirmten Bronzelampe um den Eichentisch saßen, er verwickelte Frau Brancus Schleppe um Emils Stuhlbein, er schob ihr ein Vielliebchen zu, das sie mit weißen Fingern und ganz ruhigen Augen Emil anbot, er machte ihre Hand unsicher, daß der Wein, den sie ihm eingoß, die seine benetzte, er veranstaltete es, daß ihre Blicke sich trafen, wenn Lucien alberne Witze zum besten gab, die er im Pferdestall oder von einem seiner Freunde gehört hatte. Er webte in der plötzlich eingetretenen Sprechpause und streute jähes Rot auf beider Wangen, ohne daß sie wußten, weshalb sie erröteten. Er war da, der neue Gast, der ohne Zunge redete, ohne Finger er-

griff, ohne Gestalt zu haben, erschrecken machte, ohne Werkzeug arbeitete. Bald schlug er die beiden wie mit glühenden Peitschen, daß sie Weh und Schmerz an ihrem Körper empfanden, bald leckte er an ihren Nerven und machte sie aufschauern in geheimnisvollen Lustgefühlen, bald trieb er Schweißtropfen auf ihre Stirnen, beraubte sie des Atems und machte ihre Glieder zittern. Er war da, und das dämonisch Berückende an ihm war, daß niemand außer ihnen beiden seine Gegenwart verspürte. Mit seinem Erscheinen hatten sie eine Gemeinsamkeit erhalten, die stärkste, die Menschen vereinigt; ein Geheimnis verkettete sie miteinander, dessen Schlüssel nur sie beide besaßen. Emil mit seiner empfindlichen Seele kam sich wie ein Verbrecher vor. Er sagte sich, daß er diese Frau, die ihm mütterliche Zärtlichkeit, die ihm Vertrauen entgegen gebracht hatte, durch seine dumpfen, ihm selbst unklaren Gefühle aus ihrem Gleichmut in seine Verwirrung und Unklarheit gezogen habe. Er nahm alle Schuld auf sich.

Noch bestand zwischen ihnen nichts weiter als die Ahnung, daß etwas bestehen könnte.

Je mehr Vorwürfe sich Emil zu machen glaubte, um so zärtlicher wurde er gegen Lucien. Er erfand Methoden, um ihm spielend, in der Form von Erzählungen, Geschichte und etwas Naturwissenschaften beizubringen. Er selbst

hatte freilich kein langes Studium hinter sich, aber er war kein schlechter Schüler gewesen und besaß genügend Kenntnisse, um Lucien, der in manchen Lehrgegenständen von erstaunlicher Unwissenheit war, weiter zu bilden. Mit jener duldsamen Aufopferung, die nur das Schuldbewußtsein verleiht, ging er auf die Launen und abenteuerlichen Gedanken des Jungen ein, ließ sich von ihm quälen und liebkosen und gewann Luciens unberechenbare aber leidenschaftliche Zuneigung wie noch niemand zuvor. Um seinetwillen versuchte Lucien sogar seiner Heftigkeit Zügel anzulegen, nahm ab und zu ein Buch zur Hand und ähnliches mehr.

Eines Nachmittags saß Emil bei ihm und las ihm aus Wallenstein vor. Die Fenster standen weit geöffnet und ließen die kühle Luft herein, die das Ende des Sommers kennzeichnet. Einzelne Regentropfen fielen gegen die Scheiben.

„Weißt du," unterbrach Lucien Emil, „ich friere abscheulich, wie wär's, wenn du das Fenster schlössest?" Emil warf einen Blick in sein blasses Gesicht. „Ich weiß ein Mittel, das dir sofort warm machen wird. Box dich mit mir."

„Tu mir aber nichts."

Beide erhoben sich. Mit einem Mal warf sich Lucien auf Emil, der eben seine Manschetten zurückschieben wollte und stieß ihn

um. Lucien begann ein lautes Hurra, Emil schalt ihn einen dummen Jungen und wollte ihn fassen, ein Stuhl fiel um. In diesem Augenblick des Tumults öffnete sich die Tür, und Frau Brancu trat bestürzt herein. „Was ist geschehen? Mein Gott, Lucien, was treibst du?"

Emil erzählte den Hergang des Aufruhrs. Frau Brancu faßte Luciens Hände. „Wie kann man nur frieren? Wo hast du denn dein Blut, Bubi? Sieh, ich trage nur ein dünnes Kreppkleid und friere nicht." Sie zog ihn an sich.

Er lachte. „Du bist wie ein Backofen. Emil, sieh mal, wie warm sie ist." Er hielt Emil ihre Hand hin. „Na, so faß sie doch. Gelt?"

„Nein, so erfrorene Kinder!" Frau Brancu legte die Linke, die ihr Lucien frei ließ, auf Emils Arm. „Die Mama soll wohl Gluckhenne spielen, damit die Küchelchen nicht erfrieren. Na, kommt dort aufs Sofa, wir wollen uns recht eng zusammen hocken, damit uns warm wird."

Emil wollte auskneifen, aber sie hatte ihn mit ihrer zarten Hand so fest gepackt, daß er ihren Willen spürte und gehorchte. So dicht nebeneinander ließen sie sich auf das schmale Sofa nieder. Lucien fand die Situation ungeheuer lustig und preßte den Kopf an die Schulter seiner Mutter. „Du bist wie ein Kissen, so weich, ich möchte wissen, wie du das machst,

alles ist weich an dir, hast du denn nirgends Knochen?“

Sie schrie auf. Er hatte sie mit seiner derben Knabenhand an der Hüfte gefaßt und zerknüllte das zarte Gewebe ihres Rockes. Sie stieß ihn von sich, da setzte er sein Knie auf ihren Schoß und umspannte sie und Emil mit den Armen. „Frau Luna, du bist eine süße Frau, und wenn ich will, erwürge ich dich jetzt.“

Sie bog sich wie schutzsuchend zu Emil. Er fühlte ein weiches, hüpfendes Etwas sich an seinen Arm pressen und suchte verwirrt Lucien zurückzudrängen. Aber dieser schien einen Anfall der Verrücktheit zu haben, er hieb auf Emil ein, traf seine Mutter und begann einen regelrechten Kampf mit beiden, bis es Emil gelang, ihn an den Handgelenken zu packen und niederzuzwingen. Doch im Augenblick war er wieder hoch und umklammerte Emil. Emil preßte ihn an sich. „Laß die Möbel hinausräumen, dann bin ich gern bereit, dich ein paar mal zu werfen.“

Frau Luna machte eine bittende Gebärde gegen beide und schlich sich, rot mit zerzaustem Haar, hinaus.

„Feigling,“ zischte Lucien, riß sich aus Emils Umklammerung los und taumelte auf einen Sessel zu, in den er erschöpft niedersank.

Emil schritt, ohne ein Wort zu entgegnen, auf und nieder. Seine Schläfen hämmerten, seine Phantasie spielte in den Falten des schwarzen Kreppkleides. Was das für Geheimnisse bergen mochte!

„Lucien," sagte er endlich, an den in sich Versunkenen herantretend, „weshalb trägt deine Mutter immer schwarz. Weißt du es?"

„Wie soll ich das wissen?" murrte Lucien, der ebenso schnell wie er aufflammte, wieder gelassen wurde, „es interessiert mich auch gar nicht."

— — — — — — — — — — — — — —

Ist alles Täuschung? grübelte Emil einige Stunden später. Ist es Harmlosigkeit ihrerseits, was ich bedeutsamer auffasse? Läßt sie sich gehen, weil sie in mir noch ein Kind vermutet, das stärkerer Regungen unfähig ist? Und er sann und sann und kam zu keinem Ergebnis.

Am andern Tag, bei Tisch, war sie so ruhig und unbefangen, daß er wirklich an eine Täuschung zu glauben begann. Nachmittags machte er einen langen Spaziergang mit Lucien, der diesen ermüdete und bald sein Lager aufsuchen ließ.

Emil war eben auf sein Zimmer gegangen, da pochte es an. Vor freudigem Schreck erbebend öffnete er. Das Mädchen mit den gesenkten Augen stand vor ihm. Die gnädige

Frau ließe bitten, ob er nicht ein wenig zu ihr kommen möchte. Sie wäre im Salon. Er folgte sofort. Hier war es nicht lauschig, im elektrischen Licht sahen die großen eleganten Seidenmöbel unendlich konventionell aus. Frau Brancu bat ihn, an dem runden Tische Platz zu nehmen. Sie selbst saß auf dem Sofa.

„Sagen Sie, Herr Gessenharter," er biß sich auf die Lippen und fühlte fast physischen Schmerz durch sich gehen, „wie steht's eigentlich mit Ihrem poetischen Schaffen? Langt es noch immer zu keinem Buch, was Sie geschrieben haben?"

Er fuhr wie aus einem Traum auf. „Mein poetisches Schaffen? Das ruht, das ruht." Und plötzlich überkam ihn tiefes Heimweh, er wußte nicht, weshalb. Er senkte den Kopf. Die dunklen Locken fielen ihm ins Gesicht.

„Sie senken den Kopf? Das grelle Licht blendet Sie wohl. Kommen Sie mit mir auf meine Stube." Sie erhob sich und schlug die Portiere zurück, die den Eingang zum Nebenraum abschloß. Emil folgte der Einladung.

„Hier ist's besser, ja?" Er stand wie damals in dem Zimmer mit seiner seltsamen Purpurluft, den weichen glatten Wänden, den breiten Divans, den winzigen Tischchen mit den blinkenden Nippsachen. Und dort am Fenster lispelte das Schilf.

„Ist sie tot?“ fragte er kaum hörbar.

„Die Nachtigall?“ Frau Brancu war neben ihn getreten, „nein, sie schläft nur.“

„Sie schläft nur . . .“

„Und Ihre Gedichte?“

„Ich weiß nicht... Ich glaube, meine Poesie schläft auch.“

„Ich will sie aufwecken.“ Mit ruhiger Sicherheit wies sie ihn an, auf dem breiten Divan Platz zu nehmen. Ein merkwürdiges rötliches Licht, von einer verhängten Ampel ausgehend, beleuchtete den Raum fast unirdisch und erzielte die wunderlichsten Farbeneffekte.

„Ich will mich Ihrer Arbeiten annehmen und einen Verleger für Sie besorgen. Aber vorher möchte ich, daß Sie mir einige von Ihren Gedichten vorlesen, wollen Sie nicht?“

„Nein,“ sagte er, träumerisch umhersehend.

„Weshalb nicht?“ Sie ließ sich neben ihm aufs Sofa nieder.

Seine Gedichte! Wo war all das Lichte in ihm hingekommen, sein heißes Hoffen und Streben? Er war aus weichem brüchigen Stoff, das Ideal lebte wohl in seiner Seele, aber Boden gewann er ihm nicht. Er war ein Träumer, ein Narr. Hatte er nicht dieser wunderbaren Frau da an seiner Seite Empfindungen für sich zugetraut, die ihr wahrscheinlich gänzlich fremd waren? Sprach sie nicht ruhig und gütig zu

6*

ihm wie eine edle Gönnerin, und er hatte weiß Gott was alles in ihr vermutet?

„Liebe, gnädige Frau," sagte er und hob ihre Hand an die Lippen, „es ist so schön bei Ihnen, und ich bin traurig, und von meinen Gedichten spreche ich lieber nicht." Ihm war plötzlich wie einem Todwunden zumute geworden. Er hätte weinen mögen, wenn er sich nicht geschämt hätte. Sie sah ihn heimlich von der Seite an, dann sagte sie weich und zärtlich:

„Kleines Kind."

Da neigte er den Kopf auf ihre Schulter, auf die weiche Schulter und schloß die Augen. Heute hatte sie kein Kreppkleid, sondern eins aus Atlas an, es war glatt wie die Haut ihrer Hände. Plötzlich hob er den Kopf und stammelte: „Und Lucien? . . ."

„Lucien? Er schläft."

„Und wenn er hereinträte?"

„Er tritt nicht herein."

„Würde er . . ."

„Mütterchen bei seinem Freund sitzen sehen, was weiter?"

Emil sah ihr in die braunen, samtnen Augen. „Mütterchen, Mütterchen?"

„Nun ja, auch dein Mütterchen, willst du nicht?" Sie streichelte seinen Kopf.

„Freilich will ich, aber — darf ich —

dich dann küssen," flüsterte er, seine Lippen an ihrem Ohr. „Ich möchte es so gerne einmal."

„Weshalb sollst du es nicht dürfen, wenn ich es dir erlaube?"

„Weil es für — einen Sohn . . ."

„Aber doch gerade für den schickt es sich." Noch einmal schrie alles in ihm auf: Ist sie die Reine und bist du der Unreine? Da machte sie eine Bewegung mit dem Kopfe, daß ihr Mund den seinen berührte, und nun dachte er an nichts mehr, sondern preßte nur seine frischen Lippen mit wildem Durst auf die ihren. Sie war so betörend in dem Atlaskleid, das ihrer weichen Haut glich, er träumte, er hätte sie nackt im Arm und bedeckte ihren Körper mit inbrünstigen Küssen. Sie wehrte sich nur schwach gegen ihn und nannte ihn toller Junge und unartiges Kind. Sie schlug ihn auf die Hände dann drückte sie seinen Kopf an ihre Brust. „So möchte das Bübchen wohl am liebsten ruhen, wie?"

Innerlich zerrissen, von Verlangen geschüttelt, von Scham und Selbstvorwürfen gepeinigt, verließ er sie später auf ihren Wink.

Sein Liebestraum war zum Erlebnis geworden, das heißt, bis jetzt hatte er den Becher erst in den Händen gehalten, getrunken hatte er noch nicht aus ihm.

VIII.

Frau Brancu war eine große Diplomatin. Sie hatte sich vollständig in der Gewalt und konnte genau jede Wirkung berechnen, die sie mit ihrer Person erzielen wollte. Nicht umsonst trug sie das schwarze Trauergewand der Witwe, nicht umsonst ließ sie ihr ergrauendes Haar ungefärbt. Als Matrone und Mutter war sie weniger der Klatschsucht ausgesetzt und konnte Pfade einschlagen, die ihr nicht jeder nachspürte. Und diese Pfade waren für sie die angenehmsten. Sie waren gefahrlos, mit keiner Verantwortlichkeit verbunden und ihrer ganzen Individualität zusagend. Die herrische Art des Mannes, die Frau, die sich ihm ergeben, zu genießen, stieß sie ab. Selbst ihr schwächlicher Körper, dessen Mark und Saft ihre Voreltern bereits aufgezehrt hatten, hätte einem brutalen Liebesleben nicht stand gehalten.

Der Jüngling mit seiner schüchternen Art entsprach mehr ihrem Geschmack; er verstand noch nicht zu verachten, was er genoß, und deshalb genoß er so andächtig scheu, so dankbar, so behutsam wie die Verehrung genießt. Ihr, der Tochter einer Niedergangsperiode, war das Spielen mit der Leidenschaft viel angenehmer als die Leidenschaft selbst. In diesem Spiel lag ein erschöpfender Reiz für sie. Daß sie

durch nichts diese wunderlichen Beziehungen zu Emil verraten würde, des war sie sicher. Doch mit einem hatte sie zu rechnen vergessen: mit seiner Naivität.

Am nächsten Tag, beim Mittagessen, als sie ruhig und freundlich wie immer ihm die Fruchtschale reichte, starrte er sie plötzlich selbstvergessen an. Nur ihrer Geistesgegenwart hatte sie es zu danken, daß der kleine Vorfall von Lucien unbemerkt blieb. Sie lachte nämlich in ihrer leisen Art auf und fuhr sich leicht mit dem Taschentuch übers Gesicht. „Ich habe mir bei den Lilien unten im Garten wohl eine gelbe Nasenspitze geholt, wie? Das stäubt nur so, wenn man ihnen zu nah kommt."

Emil verstand sofort, daß sie seine Dummheit korrigieren wollte und sagte: „Ja wirklich, mir schien, als sähe ich etwas Blumenstaub in Ihrem Haar hängen." Später nach der Mahlzeit, als er ihr wie gewöhnlich die Hand reichte, wagte er es nicht, sie anzublicken, aus Furcht, sich zu verraten.

Sie runzelte leicht die Brauen. Er benahm sich herausfordernd linkisch. Aber reizend war er trotzdem, und sie richtete es sich so ein, daß Lucien am Abend von seinem kleinen Vetter Slaby zur Vorstellung ins Theater geladen wurde, denn solange Lucien daheim war, mußte sie bei seiner ungestümen Art

stets befürchten, von ihm überrascht zu werden.

Emil sollte ihn aus dem Theater abholen. Emil war es den ganzen Tag über schwül zu Mute gewesen. Als er abends Lucien zu Slaby begleitet hatte und heimkehrte, begegnete ihm Frau Brancu im Korridor. „Ach, da sind Sie ja," sagte sie leichthin, „wollen Sie eintreten?" Sie ging ihm in den Salon voraus und bat ihn, sich zu setzen.

„War meine Kousine erzürnt, daß ich nicht zum Abendessen hinkam, um die Kinder zu erwarten? Sie haben doch gesagt, daß ich unpäßlich sei?"

Er nickte zerstreut und blickte dabei auf die Türe.

„Sie sind ja so seltsam, Herr Gessenharter, was haben Sie denn!" Sie drückte sich tiefer in ihre Sofaecke.

Er blinzelte in die Flamme des Lüsters. „Das widerliche Licht!"

„Widerlich? Weshalb? Mir kann es nie hell genug sein."

Habe ich alles nur geträumt, fuhr's ihm durch den Kopf, wie ist sie denn heute. Er setzte sich steif auf einen Stuhl und begann — vom Wetter zu reden.

Sie ging flüchtig darauf ein, dann sagte sie:

„Hören Sie, Herr Gessenharter, aber,

bitte, kommen Sie doch etwas näher, die Dienstmädchen brauchen nicht alles zu hören, denn daß sie horchen, versteht sich von selbst."

Er rückte seinen Stuhl näher zu ihr hin.

„Sie dürfen sich auch auf die Sofakante setzen," sagte sie ironisch. „Ich wollte Sie bloß bitten, daß Sie einmal in Luciens Zimmer Umschau halten, ob Sie nicht von den schrecklichen Schlafpulvern bei ihm finden. Der Unglücksjunge hatte früher die Gewohnheit, hinter meinem Rücken Trional zu nehmen, seit Sie hier sind, ist's ja besser. Aber Gewohnheiten läßt man nicht so leicht. Halten Sie ihm einmal eine zu Herzen gehende Rede, so recht innig. Sie können doch so innig reden . . . nun, was ist denn, Herzchen, weshalb plötzlich so wild, was hat Ihnen denn meine arme Hand getan, daß Sie sie so pressen?"

„Ach, Frau Luna!" er war vom Stuhl geglitten und vor ihr hingesunken, „liebe Frau Luna! . . ."

„Nun ja, mein Kleines! was ist denn geschehen?" Ihre weißen Finger strichen durch sein Haar. „So hübsche, nette, schwarze Härchen, etwas zu lang, fast wie bei einem Mädchen, sind Sie etwa eins, Kindchen? Eigentlich weiß ich's ja nicht, vielleicht ist Emil eine Emilie, eine kleine . . . ach! . . ."

Er hatte sich dicht an sie herangedrängt und bedeckte ihr Gesicht und Hals mit heißen Küssen.

„Frau Luna, Frau Luna, Sie machen mich toll!“

Sie wehrte seinen Händen, die sie preßten und einen Kampf gegen ihr dunkles Kreppkleid begannen.

„Gestern waren Sie mir viel lieber. Das weiche Atlaskleid war nicht so abscheulich hoch am Hals geschlossen. Dieser Kreppfetzen, dieser häßliche . . .“

„Emil, bist du verrückt geworden, benimmt sich so ein Sohn? Sei sofort ruhig, ganz ruhig, gib mir deine dummen, frechen Hände. So, fühlst du, wie du mein Herz klopfen machst, böser Junge, sei brav, dann will ich dir auch einen schönen Kuß geben. Nein, ganz ruhig mußt du sein und die Augen schließen.“ Sie nahm seinen Kopf und brachte ihr Gesicht dem seinen nah, aber sowie seine Lippen eine Bewegung machten, den ihren entgegen zu streben, bog sie sich wieder zurück. „Du sollst doch ruhig sein . . .“

Das Blut brauste ihm in den Schläfen vor Qual und Lust, doch sie küßte ihn immer noch nicht. Ihr zu ihm niedergebeugter Kopf mit dem leicht gekräuselten Haar, streifte sein Gesicht mit aufreizendem Schmeicheln, endlich

glitten ihre Lippen auf seine Wangen, taten so, als ob sie lange seinen Mund suchten und fanden ihn endlich . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Irgendwo, in einem der Nebenzimmer, schlug eine Uhr.

„Kind, du mußt dich auf den Weg machen, sei klug, es liegen noch viele Tage vor uns.“ Sie drängte ihn sanft von sich. Er zauderte, sank auf einen Stuhl und drückte sein Gesicht gegen die Lehne. „Ich kann jetzt nicht fortgehen.“

„Mach keinen Blödsinn, spute dich.“ Sie zögerte noch einen Augenblick, dann drückte sie gelassen auf den elektrischen Knopf neben sich.

Nach einer kleinen Pause erschien das Mädchen. Es hatte, wie immer, die Augen gesenkt. „Lizzie, stellen Sie ein Glas Milch und ein belegtes Brötchen in meines Sohnes Zimmer, für den Fall, daß er noch Appetit hat und dann — richtig — entschuldigen Sie, Herr Gessenharter,“ sie erhob sich und schritt, dem Mädchen noch etwas zumurmelnd, mit ihm hinaus. Emil knirschte die Zähne zusammen, verließ den Salon, nahm draußen vom Kleiderstock Überzieher und Hut und machte sich auf den Weg, Lucien entgegen.

Er war eben am Theater angelangt, als die ersten Besucher herauskamen. Die Vorstellung

war beendet, bald tauchte auch Lucien, neben ihm Slaby auf.

Es war derselbe, der immer Stumpfsinn zu sagen pflegte.

„Na, ich sag Ihnen,“ begann er sofort zu Emil, „Sie können Gott danken, daß Sie nicht drinnen waren. Meine Alten hatten das Stück gelobt, da wußte ich gleich, daß es Stumpfsinn sein würde.“

„Ich habe den Meister von Palmyra nie aufgeführt gesehen, finde aber den Inhalt höchst fesselnd.“ Emil widerte dieser kleine, fleischige Junge mit dem blasierten, alten Gesicht an.

„So? Na ja, ihr Provinzler seid ja alle begnügsame Leute. Bei euch gibt's noch Seiltänzer und Drehorgelmänner.“

„Woher sind denn Sie?“ fragte Emil grob, „wohl aus dem Land der Brotbäume, wo die Einwohner noch vor der letzten Entwicklung zum Menschen stehen. . . .“

Lucien stieß ihn an und bot seinem Vetter, der nach einem Wort der Entrüstung suchte, die Hand. „Leb wohl, Felix, ich erwarte dich also demnächst zu dem geplanten Ausflug.“

„Werde sehen,“ entgegnete das kleine Männchen, mit Absicht näselnd, dann machte es Emil eine höhnische Verbeugung. „Ich bin

Nietzscheaner und stehe über der Möglichkeit, beleidigt werden zu können."

Emil schlug die Hacken zusammen und verneigte sich ironisch. Dann machte er sich mit Lucien auf den Heimweg.

„Du warst schweinemäßig grob," Lucien legte seinen Arm in den Emils, „aber ich habe der kleinen Kröte die Abfuhr vergönnt. Unter uns gesagt: das Stück hätte mir nicht übel gefallen, wenn du es mitangesehen hättest. Weißt du," er schmiegte sich fester an Emil, „ohne dich freut mich schon gar nichts mehr. Du bist mir ekelhaft unentbehrlich geworden. Wenn ich dich früher gekannt hätte! Mancher Blödsinn wär ungeschehen geblieben. Heute könnte schon etwas los sein mit mir. Aber all das Affenzeug, das um mich her war! Mit ihrem ewigen Geschrei, daß ich krank sei, haben sie den Rest Gesundheit in mir erstickt. Keiner hat etwas Gescheites von mir erwartet, da wurde ich mit Absicht ein Idiot. Immerzu tun können, was man will, und nie zu wissen, was man eigentlich will! Ach, geh noch nicht heim," er zog Emil mit sich fort, „bummeln wir noch ein wenig, ich gehe so gern durch dunkle Gassen. Siehst du, mit dir ist etwas Neues bei uns eingezogen. Etwas —" er senkte die Stimme, „etwas Sauberes, Reines, Gesundes. Wenn man dir die Hand gibt, geht

etwas Ehrliches in einen über, dir kann man trauen, du könntest nie falsch sein. Das gibt mir neuen Lebensmut, ich hab jetzt jemand gefunden, auf den ich mich verlassen kann, zu dem ich aufschauen kann."

„Lucien!" Emil war stehen geblieben, „hör auf, hör auf, das kann ich nicht anhören. Red nicht solches Zeug! . . ."

„Na, nun hab ich dir mal alles sagen wollen, nun kannst du es wieder nicht anhören. Wenn ich zu dir nicht reden darf, zu wem soll ich dann reden. Ich hab doch sonst niemand . . ."

„Verdammte Weichheit!" Emil ballte die Faust, „du hast nichts, ich hab nichts, mein Bruder hat nichts, der kleine Dicke von vorhin scheint auch nichts außer seiner Dummheit zu haben, alle, die ich kenne, haben nichts, wer hat denn dann etwas?"

„Aber du doch," flüsterte Lucien in kindischer Zärtlichkeit.

IX.

Am andern Tag sagte er zu seiner Mutter, als sie zu ihm hereinkam: „Du, ich glaube, der Gessenharter ist krank. Er war bei mir und las mir etwas vor, plötzlich fiel ihm das Buch

aus der Hand, er lächelte ganz dumm und rannte aus dem Zimmer."

„Wo ist er denn, ist er ausgegangen?"

„Nein, er ist auf seiner Stube. Er will nicht zu Tisch kommen. Das ist fad. Ich hab schon an seiner Tür gerüttelt, er murmelte etwas wie: ich sollte ihn in Frieden lassen oder ähnlich. Geh doch du zu ihm, bitte ihn, daß er zu Tisch komme, ja?" Er legte den Arm um sie und drängte sie zur Türe.

„Willst du nicht mitgehen?"

„Ach was, geh lieber allein. Ich hab ja doch nichts ausgerichtet."

„Laß ihn doch," meinte Frau Brancu, „vielleicht will er einmal ungestört sein, Briefe schreiben, einen Tag lang auf seinem Zimmer verbringen."

„Einen ganzen Tag lang," rief Lucien fassungslos.

„Nun, ich will sehen, was ich ausrichte." Frau Brancu entfernte sich. Sie pochte leise an Emils Tür. „Herr Gessenharter, Lucien schickt mich durchaus zu Ihnen. Wollen Sie mir nicht einen Augenblick öffnen?"

Sofort wurde die Tür von innen aufgeriegelt. Frau Brancu trat ein und stand Emil gegenüber. Er schien sehr gelitten zu haben. Die in Vorwürfen und Selbstanklagen durchwachte Nacht stand in seinen Zügen zu lesen. Seine dunklen

Augen waren nie rührender, bestrickender gewesen.

„Was ist denn nur?" fragte Frau Brancu, indem ein heimliches Wollustgefühl ihren Rücken herabrann. Dieses hinreißende Gesicht hatte sie blaß und entstellt gemacht, ihre Küsse hatten seinen Augen den kranken Glanz verliehen, ihr Unrecht den Zug der Reue um seinen Mund geprägt. „Was ist denn nur?" Er sah sie sanft, demütig, traurig an und erwiderte nichts.

Sie trat in die Fensternische, dem von der Tür entferntesten Platz und sagte ganz leise: „Was hast du denn? Rede doch! Ich dachte dich selig zu finden ..."

„Ohne die Vorwürfe wäre ich es auch, aber ..."

„Vorwürfe?" raunte sie, sich verwundert stellend; „Vorwürfe, ja worüber denn?" ...

„Lucien," stöhnte Emil, die Hände vors Gesicht schlagend, „ich kann's nicht ertragen, nicht verantworten, daß er betrogen wird. Er glaubt an mich, Frau Luna ..."

„Mein Gott!" sie löste sanft seine Hände vom Gesicht, „wer betrügt denn Lucien? Ich etwa? Ich liebe ihn ja, wie nur eine Mutter ihr Kind lieben kann. Lebe ich nicht nur seiner Pflege? Wenn ich ihn aber nicht betrüge, wer tut's denn? Du? Was fügst du ihm Böses zu?

Du widmest dich ihm, erträgst seine Launen, opferst ihm deine Zeit. Welcher Rechte beraubst du ihn? . . ."

„Ich täusche seinen armen Kinderglauben, der endlich jemand gefunden hat, dem er vertrauen möchte."

„Wodurch täuschest du ihn?"

Sie richtete den Blick fest auf ihn. Er senkte den seinen.

„Nun sag doch, was hast du Schändliches getan, um seinen armen Kinderglauben zu täuschen? Mit wem hast du etwas Schändliches getan? Rede doch!"

Da er schwieg, sann sie einen Augenblick lang nach, dann sagte sie: „Du scheinst an gewissen krankhaften Vorstellungen zu leiden. Es ist Größenwahn, sich für besser zu halten, als andere sind. Ich werde dir zeigen, wie deine Altersgenossen zu denken pflegen. Ich werde dir einige von Luciens Bekannten einladen. Sie sollen dir beweisen, daß die Wirklichkeitsmenschen anders sind, als du träumst. Zugleich werde ich dadurch Luciens Aufmerksamkeit von dir ablenken, denn dein Gebaren muß ja seinen Argwohn erregen. O was bist du dumm, Emil, mein Junge!" Sie zog seinen Kopf zu sich herab, er blieb ganz still auf ihrer Schulter liegen.

„Nicht einmal küssen heute?" Ihre Lippen

berührten sein Ohrläppchen. „Sieh, es ist doch alles so fürchterlich unschuldig, was zwischen uns geschieht. Nicht? Ach! . . .“ er hatte sie an sich gepreßt, daß ihr der Atem vergehen wollte — „was bist du stark! Und siehst so zierlich aus wie ein kleines Mädchen . . .“

„Frau Luna!“ Er umfaßte sie wild und trug sie aufs Sofa.

„Wirst du mich sofort freilassen, Unband du, die Tür ist unverschlossen . . .“

„Mag sie es sein,“ sagte er dumpf.

Sie stieß ihn von sich, und er hatte noch immer zu viel Respekt vor ihr, um gewalttätig gegen sie vorzugehen. Sie erhob sich, strich sich das Kleid glatt und kicherte: „Nein, der Junge ist absolut verrückt. Von einem Extrem verfällt er ins andere. Aber zum Essen kommst du, nur nichts Auffallendes, alles hübsch in Züchten . . .“

Mimikry, fuhr's ihm durch den Kopf.

Er erschien nicht zum Essen. Er hatte das Kuvert mit den Banknoten hervorgezogen, entnahm ihm einige Scheine und legte sie zwischen die ersten Seiten seines Novalis. Mit den übrigen in der Tasche entfernte er sich. Er rannte durch die Gassen, den Kopf eingenommen, das Herz schwer, im Körper ein Frösteln und Fiebern, echte Katzenjammerstimmung.

So klopfte er bei Rasso an, dem einzigen

Menschen, den er in der Welt besaß. Er mußte lang warten, bis ihm geöffnet wurde, dann war es — ein Mädchen, das erschien. Emil murmelte eine Entschuldigung. Das breite Gesicht der Öffnenden verzog sich zu einem Lächeln.

„Aber ich bitt Ihnen, kommen's nur herein." Sie war nicht schön, schien aber gut gewachsen zu sein.

„Ich wollte meinen Bruder besuchen . . ."

„Zur unrichtigsten Stunde," tönte ihm Rassos tiefe Stimme entgegen. „Komm ein andermal, ich bin sehr beschäftigt . . ."

Emil war trotzdem ins Atelier getreten. Rasso befand sich vor der Drehscheibe, auf der eine weibliche Figur in der Stellung einer Fechterin stand, und modellierte an ihr. Sein Gesicht sah eingefallen und farblos aus, die Augen glänzten fieberhaft und schienen von einem feinen, roten Schleier bedeckt.

„Was schaffst du da, Unermüdlicher?"

„Hat er mi net fein troffen?" Das Mädchen trat neben die Figur und sah Emil herausfordernd an.

„Waberl, schau, daß d' naus kommst. Eigentlich hättest schon längst fort sein sollen."

Emil ärgerte sich über Rassos wenig feine Ausdrucksweise und trat näher an ihn heran. „Was ist denn mit dir los, Alter, du bist ja ganz verändert."

„Ja, dös find i a, er wird alle Tag grauslicher. Na, i geh scho.“ Das Mädchen schlang ein Tuch um sich und setzte einen alten verknüllten Hut auf. „Grüaß di, Rasserl!“

Er nickte flüchtig. „Komm morgen beizeiten, verstehst?“

„Wann i nöt verschlaf.“ Sie machte vor Emil einen Knix und entfernte sich.

Emil sagte eine Zeit lang gar nichts und sah dem Bruder zu. Dann ließ er sich auf dem Hocker nieder. Rasso arbeitete ruhig fort, ab und zu wischte er sich einen Schweißtropfen von der Stirn.

„Ist's ein Auftrag?“ fragte Emil endlich.

„Nein, aber bereits von dem Kunstsalon, dem ich das Angebot gemacht habe, acceptiert. In einigen Tagen soll die Dame dort ausgestellt werden.“

„Du mußt dir klotzig viel Geld verdienen.“

Rasso lachte auf. „Woraus schließest du das? Aus der Eleganz meines Ateliers, das wie ein verstaubter Schweinestall aussieht, oder aus meinem vergnügten Gesicht?“

„Aus deinem Fleiß.“

„Fleiß? Was helfen mir die Hunderte, die er mir einbringt, da ich Tausende brauch.“

„Das klingt wie nach Schulden.“ . . .

„Stimmt auffallend . . .“

„Bei deiner spartanischen Lebensweise?“

„Na ja ich! Für mich brauch ich das wenigste!“

„Weshalb hast du so zahlreiche — Gesellschaft? Jedesmal taucht ein Frauenkopf in deiner Nähe auf, wenn ich bei dir bin.“

„Schimpf mir nicht meine kleinen Mädeln, sie sind die wahren Schutzengel von uns Künstlern, je verkommener eine scheint, ein desto goldigeres Herz hat sie. Glaubst du, das arme Luder, das du vorhin sahst, kriegt einen Heller von mir dafür, daß sie mir Modell steht? Ich bin ja ganz auf diese Mädels angewiesen . . .“

„Wenn dich diese Frauen nichts kosten, wofür gibst du dann deine Einnahmen aus? Ist — deine Geliebte so kostspielig?“

„Frag nicht so viel, ich frag dich ja auch um nichts.“

„Das glaub ich, weil ich dir freiwillig alles mitteile. Übrigens siehst du mir wohl meine Stimmung an. Ich bin verzweifelt.“

„Schon?“ Rasso kehrte sich um und fixierte den Bruder ironisch. „Pariert sie dir nicht, oder bist du ihrer — satt?“

„Ich fühle mich alledem nicht gewachsen. Doch, daß ich es nicht vergesse. Hier hab ich dir einen Teil meines Gehalts mitgebracht, vielleicht kannst du das Geld gebrauchen.“

„Wofür hast du es erhalten?“

„Ich sagte es dir doch schon. Es ist ein Teil meines Gehalts."

„Und den hätte sie dir schon im voraus gegeben? Oder hast du ihn verlangt?"

„Ja," log Emil. „Ich habe ihn verlangt, weil ich einiges Geld in der Hand haben wollte."

„Und du willst mir diese ganze Summe zur Verfügung stellen?"

„Natürlich, deshalb kam ich her. Ich wollte schon früher kommen, aber —" er brach ab.

Rasso blickte ihn an. „Das ist ja toll. Wenn du eine Ahnung hättest, wie ich das Geld gebrauchen kann . . . ." Er verließ seine Arbeit und begann, die Hände verschränkend, auf und niederzugehen. „Mir geht es lumpig, gemein; es gibt Augenblicke, in denen ich glaube, ich werde verrückt. Beschneide irgend einem Flügeltier — und sei es ein gewöhnlicher Rabe — die Flügel und sieh dann zu, wie er in grotesken Sprüngen, ein elender Krüppel, sich weiter bewegt, es ist zum Kreischen lustig. Das ist das Bild deines Herrn Bruders."

„Die Flügel wachsen doch wieder."

Rasso zuckte die Schultern. „Das ist die Frage. Es gibt zum Morast verurteilte Leute, die um so tiefer versinken, je heftiger sie emporstreben, die immer wieder hinabgleiten. Ich kenne solche ganze Familien, du glaubst, du hörst eine

Tragödie des Äschylus, wenn du ihr Leben vernimmst. Wer kennt die Gründe des Schicksals, dieses unheimlichen Ungetüms ohne Kopf, das keine Augen zu besitzen scheint und doch alles sieht, das scheinbar planlos handelt und doch einen finstern Zusammenhang erfunden hat, in dessen unlösbaren Maschen wir zappeln . . . ."

Emil schüttelte den Kopf. „Ich bin zu dir gekommen, um ein auffrischendes Wort zu hören, aber du bist ja noch verlassener als ich. Und hast doch eine Geliebte; wozu hast du sie denn? Nur dazu, daß sie dir Opfer auferlegt? Das ist ja noch unsinniger als mein eignes Verhängnis."

„Erzähl mir davon."

„Das kann ich noch nicht, denn es ist mir alles unklar. Ich weiß nicht, sehe ich recht oder nicht, täusche ich mich oder nicht. Bin ich ein Tor, oder werde ich ein Narr."

„Sei lieber das erstere; um dieser Frau willen sollst du deinen Verstand nicht einbüßen, die ist's nicht wert. Gebrauche deine Arbeit als Schild, wenn das eintrifft, was ich ja, als ich sie erblickte, unfehlbar kommen sah . . . ."

„Meine Arbeit!" wiederholte Emil lakonisch, und dann erzählte er Rasso, daß Frau Brancu sich angeboten habe, seine Gedichte drucken zu lassen. „Ich zögere," setzte er hinzu, „aus Furcht. Dieses Manuskript ist die letzte heim-

liche Hoffnung, die ich besitze, meine einzige Entschuldigung für alle Dummheiten, die ich begangen. Ich bilde mir ein, ein Talent zu sein," er lächelte traurig, „und so lang ich an etwas in mir glaube, habe ich noch einen Halt. Sowie aber das Urteil der Welt diesen Glauben zerstört haben wird —"

„Junge, du bist ein gräßlicher Schwächling." Rasso legte den Arm um ihn. „Dieses Jahr heißt's nun schon aushalten, aber dann suche dir frischere Luft. Ich werde übrigens trachten, daß du schon früher unter andere Menschen kommst . . . ."

„Etwa in deinen — Damenkreis?" Emil lächelte geringschätzig.

„Nein," sagte Rasso ohne Empfindlichkeit, „ich habe auch noch andere Bekannte, z. B. Doktor Lynar mit seiner Familie."

„Und verkehren die mit dir — trotz allem?"

„Mimikry!" Rasso lächelte. „Doktor Lynar versteht mich ganz gut. Namentlich da er weiß, daß die Gesellschaft einem verteufelt wenig hilft. Hilfe, werktätige, findest du nur beim Volk, beim „gemeinen" Mann, der die Qual der Sorgen aus eigner Erfahrung kennt."

„Gut, stell mich deinem Doktor vor, ich komm gelegentlich wieder."

„Weshalb hast du neulich meine Einladung ausgeschlagen?"

„Weshalb?“ Emil wurde verlegen. „Weil wir eben bei Tisch saßen, als du antelephoniertest, und weil Frau Brancu —“

„Ich weiß es, sie haßt mich. Sie fühlt, daß ich sie durchblicke.“

Emil runzelte die Stirn. „Es wird ja wohl bald Klarheit werden.“

„Ist denn noch nicht alles klipp und klar zwischen euch?“

„Nein. Ich könnte mich doch wohl irren, ich habe wenig Erfahrung . . .“

„So. Also das ist ihre Taktik.“ Rasso nickte ein paarmal vor sich hin, dann sagte er halb ironisch, halb mitleidig: „Du irrst dich nicht, reiner Tor . . . .“

Emil ging mit einem Achselzucken davon.

X.

Frau Brancu hatte ihr Versprechen erfüllt und einige Freunde Luciens eingeladen. Im Speisezimmer stand der Tisch, geschmackvoll verziert, mit Delikatessen beladen. Köstliche Weine wiesen protzend die ausländischen Firmen, von denen sie bezogen waren. Wertvolles Silbergerät wetteiferte mit altem Porzellan und geschmackvollen Kristallgefäßen, neben denen große üppige Nelken aus Südtirol, Veilchen aus Nizza und Rosen aus Cannes verstreut lagen. Lucien hatte in verzweifelter Ratlosigkeit über

die Weste gegrübelt, die er wählen sollte. Emil trug zum erstenmal, Lucien zuliebe, ausgeschnittene schwarze Lackschuhe, wie sie Lucien daheim zu tragen pflegte.

„Soviel Blumen und Konfitüren schmücken den Tisch," meinte Emil, dem Lucien mit zufriedenem Gesicht das Arrangement seiner Mutter zeigte, „kommen denn auch Damen?"

„Gott bewahre!" Brancu schnitt eine Grimasse. „Wir sind ganz unter uns. Das Frauenzimmervolk will immer unterhalten werden, und während dann unsereiner spricht, essen sie einem die Süßigkeiten weg. Das kennt man schon."

Emil lachte. „Kommt auch der Nietzscheaner?"

„Der Slaby? Natürlich."

„Das kann ja lustig werden."

Indessen klingelte es. Lucien und Emil begaben sich nach dem Salon. Ein hochaufgeschossener junger Mensch, elegant und von tadelloser Haltung, trat ein und schüttelte Lucien die Hand. Lucien führte ihn zu Emil und stellte die beiden einander vor. Ralph Binder schlug die Hacken zusammen und verneigte sich. „Ich habe Sie neulich im Theater gesehen, dachte im ersten Augenblick, als ich Sie an der Logenbrüstung erblickte, Sie wären eine Dame."

„Sehr bedauerlich, daß Ihre Voraussetzung nicht zutrifft."

„Na, bedauern Sie nicht, ich habe vier Schwestern," er machte eine vielsagende Handbewegung; „ich besuche nur Gesellschaften, die frauenrein sind." Er zog die Brauen zusammen und blickte auf seinen riesigen Schlips nieder.

„Meine Mutter nimmst du doch aus," warf Lucien unsicher hin, „sie wird uns beim Kaffee Gesellschaft leisten."

„Ach unsere Alten, die sind selbstverständlich ausgenommen." Er lachte kurz auf. „Das muß da sein, das gibt Stimmung. Altes Porzellan, alte Diener und wohlbeleibte Mütter in schweren Brokatkleidern mit vielen Ringen an den runden Fingern, das gehört zur Behaglichkeit des Hauses. Aber wo hast du diese superbe Weste her?" Er tippte an Luciens Brust. „Das ist hervorragend."

Luciens Gesicht rötete sich vor Stolz. „Sie ist von Bluntly."

„Natürlich, das hätt ich mir denken können. Vorzüglicher Sitz, selbst komponiert oder Bluntlys Erfindung?"

„Seine Erfindung." Lucien musterte den Freund. „Du übrigens bist immer den andern um eine Nasenlänge voraus, man kann machen, was man will."

„Hm ja, das macht der Wuchs und wohl

auch — ich sehe, ich muß mich deiner ein wenig annehmen. Welches Modejournal hältst du?“

„Modejournal, ich? Gar keins. Meine Mutter, glaub ich, ist auf eins abonniert.“

„Bitte — Herr — Gessen, reichen Sie mir doch auch die Zigaretten.“

Emil hatte sich stillvergnügt eine Zigarette angezündet und reichte das Kästchen Binder.

„Du bist furchtbar zurück, verstehe das nicht.“ Sein langes, nicht unhübsches Gesicht, auf dem nur der Ausdruck eines erzwungenen Ernstes komisch wirkte, faltete sich nachdenklich. „Du mußt dich auf das gleiche Modejournal abonnieren, das ich halte, dann wirst du gleich rangierter aussehen. Zum Beispiel, du verzeihst schon! deine Halsbekleidung ist geradezu abstoßend, man könnte dich für einen Strolch halten, wenn man dir auf der Straße begegnete.“

„Verdammt,“ fuhr Lucien hochrot auf, „du kannst recht haben.“ Und er studierte mit ehrfurchtsvoller Bewunderung Ralph Binders Hemdkragen, der von der Seite aus gesehen sich bis zum Ohrläppchen erstreckte, während er vorn als Kinnstützer zu dienen schien. „Er sieht patent aus.“

„Neun Zentimeter breit,“ versetzte Ralph mit würdigem Ernst. In diesem Augenblick öffnete sich die Mitteltür, und ein junger Mensch trat herein, den Lucien und Binder mit Ver-

beugungen empfingen. „Mirzo Ruwaloff,“ stellte Lucien den Neuangekommenen Emil vor. Mirzo schlug die dicken Augendeckel langsam zu Emil auf. „Wo habe ich Sie schon einmal gesehen? Sind Sie früher nicht — aber es kann auch wo anders gewesen sein. Man weiß es nicht.“

„Sehe ich jemand ähnlich, den Sie kennen?“ fragte Emil, das käsige Gesicht mit der dicken Nase und den herabhängenden Mundwinkeln musternd.

„Ja und nein. Vor Jahren hatte ich in Paris einen Freund“ — die tonlose Stimme stockte — „er soll mit einer Chansonette durchgegangen sein, man weiß es nicht, an den erinnerten mich. Das war eine nette Zeit . . . .“ Ein schwermütiges Lächeln kroch aus seinen Mundwinkeln, kam aber nicht bis in die Augen. „Plädiere indes, wenn's beliebt, daß wir uns setzen, ich kann nicht so lange stehen.“

Lucien hatte sich mit Ralph in ein tiefes Gespräch versenkt.

„Sie sind leidend?“ fragte Emil, den dieses Menschenkind, von dem er nicht wußte, ob es vierzehn oder vierzig Jahre alt war, zu interessieren begann.

„Leidend? Man weiß es nicht, aber ich setze es nicht voraus. Weshalb glauben das?“ Seine Rechte fuhr mit gespreiztem kleinen Finger, den ein schwarzer Ring mit einem Brillanten

schmückte, durch das semmelgelbe Haar, das in einen dünnen Scheitel gekämmt war.

„Erstens weil Sie den Hals verbunden tragen, dann —“

„Hals verbunden? Ah, verstehe, Spaßmacher.“

„Spaß? Nicht im geringsten. Das können Sie doch auch nicht verleugnen wollen —“

„Was denn?“

„Nun, daß Sie den Hals verbunden tragen.“

Mirzo Ruwaloff gab sich Mühe, Emil zu fixieren, aber seinen Augen war das zu anstrengend, er sagte ruhig: „Wenn Sie mich zum besten haben wollen, sind Sie ein dummer Junge, und wenn Sie mich nicht zum besten haben wollen, sind Sie —“ er sann nach und sagte dann lethargisch: „auch ein dummer Junge.“

Emil, ohne Zorn, aber mit viel Überlegenheit, hob die Hand auf, um ihm eine Ohrfeige zu versetzen. Aber Mirzo bog sich geschickt zurück.

„Ich denke, ich bin zum Kaffee und nicht zu einer Keilerei eingeladen. Weshalb wollen Sie gleich loshauen? Sie können mich ja auch einen dummen Jungen nennen, wenn's beliebt, dann ist die Sache beigelegt.“

Diese philosophische Auffassung einer Meinungsverschiedenheit verblüffte Emil. Aber er mußte sich zu ihr bequemen, um nicht den kürzern zu ziehen.

„Dann gebe ich Ihnen also Ihren dummen Jungen dreifach zurück,“ sagte er gelassen, „und was Ihren verbundenen Hals betrifft, so finde ich es läppisch von Ihnen, etwas verleugnen zu wollen, was ja doch alle Welt gleich bemerkt.“

„Lieber Herr, ein gewisses Etwas an Ihnen verrät mir . . .“ die wasserblauen, matten Augen richteten sich mühselig auf Emil, „daß Sie irgend woher aus einer Versenkung, will sagen, einem Bauerndorf kommen und das Leben so wie die Menschen und Sitten von heutzutage nicht kennen.“

Er stand behutsam auf und stellte sich dicht vor Emil hin. „Dieses schwarzseidne Tuch, das ich über meinem Hemdkragen trage, ist die Creme alles Modegeschmacks unserer Tage. Der Prince of Wales und der Zarewitsch tragen es auch, überhaupt alle jene Leute, die nicht aus Versenkungen kommen, wofern sie die Mode der Gewöhnlichen, den Hemdkragen ohne Verkleidung, nicht bevorzugen. Entschuldigen Sie bestens.“ Er ließ sich wieder in den Sessel fallen.

Emil überlegte einen Augenblick, dann zwang er sich, ein ernsthaftes Gesicht zu machen und sagte:

„Ich bin Ihnen für Ihre so wichtigen Aufklärungen sehr dankbar, ich werde mich wirk-

lich mehr der Konfektionsbranche zuwenden, man muß etwas für die Unsterblichkeit tun."

„Man weiß es nicht, aber oft wirkt das Äußere auf das Innere zurück."

„Das glaub ich nicht," widersprach Emil, „sonst würden gerade die Leute, die etwas sind, und etwas Bedeutendes sind, mehr auf den Zuschnitt ihrer Hosen geben."

„Nennen," machte Mirzo, ohne die Augendeckel zu lüften.

Emil nannte eine Reihe berühmter Männer, deren vernachlässigte Kleidung bekannt war, zum Schluß erwähnte er Kant.

„Zählen Sie den zu den Bedeutenden?" Mirzos Mundwinkel zogen sich mit unendlicher Überlegenheit herab. Emil fühlte die Röte des Unmuts in die Wangen steigen. „Sie gehören wohl zu denen, die als die schönste Tugend der Affen das nil admirari preisen."

In diesem Augenblick legte Lucien seine Hand auf Emils Schulter und stellte ihm zwei neuangekommene Kameraden vor. „Herr Lengthien, Herr Benigno." Durch die Mitteltür trat Slaby ein. „Sind Sie Italiener?" fragte Emil Benigno, einen brünetten, hübschen Jungen von höchstens siebzehn Jahren.

„Nicht so recht eigentlich," antwortete er stockend. Emil fühlte einen Atem sein Ohr streifen. „Sie meinen wohl seines Namens

wegen.“ Mirzo grinste höhnisch. „Er heißt Aloys Kleinmeier und ist vom Alsergrund, aber seiner Maitresse zulieb hat er sich den wohlklingenden Namen gegeben. Das Weib hat den Mann schon zu größeren Narrheiten verleitet.“

Emil ließ sich zu einer naiven Bemerkung verleiten: Ob der schon eine Maitresse hätte.

„Noch wollen Sie sagen,“ korrigierte Mirzo, „der Mann ist siebzehn Jahre alt, in den Jahren ist man allerdings schon über das Weib hinaus, der Junge ist eben naiv geblieben.“

Emil vergaß seine angenommene Überlegenheit und blickte den Russen in aufrichtiger Verwunderung an. Mirzo merkte es nicht, sein schwermütig-melancholisches Lächeln verriet, daß er in Erinnerungen wühlte . . .

„Als ich in seinem Alter stand, war ich nicht nur über das Weib, auch über Antinous hinaus . . .“

„Sie scheinen sich zum Greis machen zu wollen,“ warf Emil hin, „wie alt sind Sie denn? . . .“

„Neunzehn Jahre,“ kam es in hohlem Ton über Mirzos Lippen.

Emil begann zu begreifen, daß er hier als einfältiger Bauer gelten mußte. Er wäre nicht so jung gewesen als er war, wenn ihn nicht eine Art Beschämung über seine „Weltfremdheit“ gepackt hätte. Aber du kannst ja alles

nachholen, durchfuhr's ihn. „Studieren Sie?“ fragte er Mirzo.

„Ein bißchen Kunstgeschichte. Bin schon seit Jahren mit dem Bau meiner Gruft beschäftigt.“

„Entschuldigen Sie, Ruwaloff,“ Lengthien schob sich zwischen die beiden und verneigte sich vor Emil, den er mit einem Paar ungewöhnlich großer, tiefschwarzer Augen prüfend betrachtete, „Brancu hat mir viel Nettes von Ihnen erzählt, ich möchte Ihre nähere Bekanntschaft machen. Erweisen Sie mir das Vergnügen, meinen nächsten Herrenabend zu besuchen, Sie finden die Anwesenden und noch einige andere dort versammelt.“ Der überschlanke, junge Mensch mit dem blassen Gesicht und den glimmenden Augen gefiel Emil übel. Trotzdem sagte er, er hatte unbewußt schon etwas von der Affektiertheit der andern angenommen: „Sehr verbunden für die Einladung, wenn ich frei bin, werde ich ihr folgen.“

„Ich rechne auf Ihr Kommen.“ Lengthien sah ihn vertraulich an. „Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich voraussetze, daß Sie einer der Unsern werden.“

Emil warf mit einer Bewegung der Ungeduld den Kopf zurück. Da vernahm er eine sanfte Stimme neben sich, die ihm noch nie so wohltuend und angenehm erschienen war.

„Meine Herren, wie wäre es, wenn wir den

Kaffee tränken, so lange er warm ist.“ Frau Brancu in weicher, schleppender Seide trat heran. „Wollen wir?“ Die Enden ihrer Kopfschleife, die wie eine dunkle Krone das leichtergraute Haar umgab, flossen auf die Schleppe hinab und glichen zwei schmalen, dunklen Flügeln. Für Emil befand sich in diesem Augenblick nur sie im Salon. Ohne sich um die andern zu kümmern, reichte er ihr den Arm, um sie ins Speisezimmer zu führen, dessen Flügeltüren geöffnet wurden.

„Wählen Sie ganz nach Belieben Ihre Plätze,“ sagte sie leichthin zu der ihr folgenden kleinen Gesellschaft, zu der noch einige junge Herren gekommen waren, und blickte nach Slaby aus, der sich neben ihr niederließ. Es schmeichelte ihm, seine Verwandtschaft mit der liebenswürdigen Hausfrau zu zeigen. Tölpel, dachte Emil ärgerlich und setzte sich an Frau Lunas andere Seite. Die übrigen nahmen geräuschvoll Platz. Lucien saß am untern Ende des Tisches seiner Mutter gegenüber und warf wütende Blicke auf Emil, der ihm wenig Beachtung schenkte. Das Mädchen, zwei große, silberne Kannen in der Hand, ging um den Tisch herum und schenkte Kaffee ein. Die Kanne mit der Sahne blieb fast ganz voll. Der kräftige Duft des ungemein stark gebrauten Mokkas teilte sich dem Raum mit.

„Nehmen Sie Kognak?"

„In den Kaffee?" fragte Emil verwundert auf die Frage der Hausfrau. Er bemerkte aber gleich, wie die meisten sich davon eingossen. Schwerer Burgunder machte die Runde, Malaga wurde einstimmig zurückgewiesen. Auch ein schwärzlicher Dalmatiner, der wie Feuer durch die Adern rann, hatte das Glück, viel begehrt zu werden.

Emil wollte aus Höflichkeit mit Slaby, der ihn für Luft zu halten schien, ein Gespräch beginnen, aber es gelang ihm nicht. Slaby hatte sich seinem linken Tischnachbar zugewandt, der ihm die Geschichte einer Ziege erzählte, die Emil höchst sonderbar vorkam. Er sehnte sich, mit Frau Luna zu sprechen, aber sie hatte als aufmerksame Wirtin anscheinend wenig Zeit für ihn. Oder wollte sie, daß er alles hörte, was ihm verständlich oder nicht verständlich um die Ohren schwirrte? Er sah sie so lange von der Seite an, zum Schein hielt er sein Weinglas an die Lippen, bis ein halbes Lächeln in ihren Mundwinkeln ihm verriet, daß sie seinen Blick fühlte. Und nun ergriff ihn große Sehnsucht, mit der Hand über ihren seidenen Ärmel zu fahren, ihren runden Mund zu küssen.

Seine Blicke zerrten an ihr herum, sie bekam Furcht, daß die andern es merken würden

und gab ihm eine kleine Anzahlung. Sie stellte ihren Fuß auf den seinen.

Eine dunkle Blutwelle stieg ihm ins Gesicht.

„Lucien könnte schon etwas aus sich machen, wenn er seinen Schneider besser erziehen wollte. Bluntly ist nicht unfähig, nur geht ihm noch das non so ehe ab, der letzte Kniff . . .“

Binder, den Emil jetzt erst als seinen rechten Tischnachbar erkannte, neigte sich zu ihm. „Sie leben mit ihm, beeinflussen Sie ihn doch.“

Emil nickte mechanisch, während sein rechter Fuß einen regelrechten Kampf um seinen Lackschuh begann. Schließlich lachte er — für die andern ganz unmotiviert — auf. Der Schuh war ihm entglitten. Frau Brancu, die genug des Spiels hatte, und seinen Übermut zu fürchten begann, erhob sich, um nach ihren Gästen zu sehen. Das Mädchen entfernte die Tassen, sie waren dreimal geleert und gefüllt worden — und stellte Teller auf. Emil goß einige Gläser Wein hinab und lauschte geistesabwesend Binders Auseinandersetzungen, dem der massenhaft zum Kaffee genossene Rum in den Kopf gestiegen war. An der Tischecke, wo Lengthien und ein verdrossen aussehender junger Mensch saßen, hatte sich ein lauter Wortwechsel erhoben.

Zwei Namen wurden ununterbrochen ge-

nannt, um die sich die Meinungsverschiedenheit zu drehen schien.

„Wer ist Krafft-Ebing und Herr Moll?" fragte Emil, dessen Gedächtnis der Genuß des Alkohols geschwächt hatte. Binder starrte ihn unsicher an.

„Ich kenne diese Schneider nicht, aber zur Elite gehören sie nicht, sonst würde mir ihre Adresse bekannt sein."

„Belieben Fruchttorte oder Sahnenspeise?" Das Mädchen mit den gesenkten Augen neigte sich, zwei Riesenschüsseln balancierend, zu Emil. Von der Sahnenspeise war nur wenig übrig geblieben, so nahm er Fruchttorte. Von allen Tellern schimmerten weiße Berge der leckeren Crême, aber den größten hatte Ruwaloff auf dem seinen. Es war ein wahrer Chimborasso. Ruwaloff, wohl in Gedanken über die Konstruktion seiner Gruft vertieft, versenkte seinen Löffel tief in den süßen Inhalt vor sich. Lucien hatte brennend rote Ohren bekommen und blickte geärgert auf Ruwaloff.

„Nur so wenig Süßes?" Frau Brancu, die wieder auf ihren Platz zurückgekehrt war, sah flüchtig zu Emil.

„Die Süßigkeit?" Er warf ihr einen Blick zu und seufzte. Dann goß er sich aus der vor ihm stehenden Flasche sein Glas voll und leerte es. Seine Eingeweide brannten wie Feuer. Er

gewahrte, daß er sich Kognak eingegossen hatte. Die andern Gäste mochten ähnliche Stückchen aufgeführt haben, denn sie sahen im hohen Grade „angeregt“ aus und begannen ihre Meinungsäußerungen mit lebhaften Gesten und lauter werdenden Stimmen zu tauschen. Sie hatten unglaubliche Mengen Wein, Torte und Kaffee vertilgt.

Frau Brancu ließ Zigarren und Zigaretten herumreichen und die Türen der angrenzenden Wohnzimmer öffnen.

Ruwaloff, eine Zigarre im Mund, schlich als erster vom Tisch fort, um sich irgendwo eine stille Ecke auszusuchen. Lengthien versuchte es, sich Emil zu nähern, der seine Augen so herausfordernd auf Frau Brancu richtete, daß sie sich erhob und hinausschritt. Ohne sich um die übrigen zu kümmern, folgte ihr Emil. Draußen im Korridor wollte er sie am Arm fassen. Das Mädchen mit Gläsern und Bierflaschen beladen kam ihnen entgegen. Ohne die gesenkten Blicke zu erheben, huschte es vorüber.

Emil, der alles in einem goldenen Nebel schimmern sah, umfaßte Frau Brancu und stieß eine Tür auf.

„Laß doch das Badezimmer in Ruhe, mein Junge; ich muß dir eine Predigt halten, wer wird denn so viel trinken?“ Sie verschwand mit ihm in ihrem Gemach.

„Frau Luna, ich bin tot vor Sehnsucht nach deinem Mund —“

„Sag mir vor allem — bei Gott! er hat nur einen Schuh an! Mensch, bist du —“

Sie konnte nicht weiter reden, er umfaßte sie und vergrub seine Lippen zwischen die ihren.

Vergeblich suchte sie ihn von sich zu drängen, er riß ungeschickt ihre Schleife herab und verwirrte ihr Haar.

„Junge, Junge, bist du verrückt? Komm, setz dich vernünftig zu mir aufs Sofa, wir müssen ja gleich wieder hinüber. Höre, mein Bübchen“ — sie hatte ihn neben sich aufs Sofa gezogen und streichelte sein erregtes Gesicht — „ich werde dir ernstlich bös, wenn du das nicht läßt. Gemein darfst du nie werden, alles mit Anstand und nicht wild. Das ist dumm. Ach, du Narr!“ Er hatte sich auf ihr Knie gesetzt und suchte ihr Ohrläppchen mit seinen Lippen zu erreichen. Sie stritt sich kichernd mit ihm herum, sie spürte das leise Zucken seines Körpers und umschlang ihn mit beiden Armen. „Warum bist du so unartig? Ich bin doch so gut zu dir, kleines Mädchen . . . .“

Gedämpft drang der Ton der Klingel herüber, jemand strich hart an der Tür vorbei. . . .

„Du tötest mich,“ flüsterte Emil mit verzerrtem Gesicht. Sie brachte vor dem Spiegel ihr Haar in Ordnung. Ihr Mund war sehr rot.

Sie betrachtete ihr zerknittertes Kleid einen Augenblick, dann sagte sie nachsichtig und liebreich: „Geh hinaus, Kind, ich muß mich umziehen.“

Er taumelte hinaus und preßte die Zähne zornig aufeinander. Vor der Türe stolperte er über etwas. Es war sein Lackschuh. Wie kam der hierher, wer wußte davon, daß Frau Brancu — Besuch hatte? Er schlüpfte in den Schuh, er lächelte nicht einmal über die Komik der Situation — und begab sich mit wüstem Kopf nach dem Wohnzimmer. Als er die Tür öffnete, fiel sein Blick zuerst auf das zarte Oval eines Mädchengesichtes. Er war so verdutzt, daß er, ohne sich vorzustellen, wie angewurzelt stehen blieb und die junge Dame anstarrte, die mit Benigno sprach. Sie war schmächtig, mit großen, grauen Augen und farblosem Teint. Das braune Haar trug sie kunstlos am Hinterkopf zusammengedreht. Ihre Nase war zu klein, ihr Mund zu groß, aber trotzdem lag etwas Anziehendes auf ihr. Sie befand sich in einem einfachen schwarzen Hauskleid, über das sie, wie es schien, in Eile einen Abendmantel geworfen hatte. Dies alles sah Emil mit einem Blick, dann schämte er sich seiner Neugierde und nannte mit flüchtiger Verneigung seinen Namen. Benigno, in leichter Verlegenheit, sagte, seiner unsichern Stimme Festigkeit zu geben

suchend: „Meine Schwester Lillith. Was sagen Sie zu meiner Familie? Schicken mir das Mädl nach, weil sie zweifeln, daß ich wirklich hier bei Brancus bin."

„Ich habe natürlich Ihren Namen nicht verstanden, mein Herr," das Mädchen richtete die grauen Augen auf Emil, „doch das hindert mich nicht, Ihnen zu versichern, daß es mit dem Mißtrauen der Familie, wie mein Herr Bruder sich auszudrücken beliebt, nicht so ernstlich ist. Nicht spionieren sollte ich, sondern ihn einfach abholen, weil wir selbst diesen Abend Gäste bei uns sehen."

Benigno, der betrunken war, lallte: „Nämlich wenn ich nicht heimkomme, glauben sie wieder, ich wäre —"

„Das wird den Herrn wenig interessieren, komm nur," unterbrach sie ihn und legte energisch ihre Hand auf seinen Arm.

Lengthien und mehrere andere kamen aus dem Nebenzimmer und gruppierten sich um die beiden. „Geh doch," sagte Lengthien, „und laß sie uns hier. Geh aber nicht nach Hause. Wir werden schon mit ihr fertig."

„Das hoff ich. Gebt mir eine Zigarette."

„Nein," lallte Benigno, „gebt ihr eine starke Zigarre, ihr glaubt nicht, was die vertragen kann."

„Euch allesamt und dich dazu." Sie hatte

eine eigne Art, den Kopf zu heben und auf die andern herabzusehen, obgleich sie klein war. „Von grüner Kost kann man bekanntlich sehr viel vertragen."

„Na Lillith" — Slaby näherte sich ihr, er schien sehr vertraut mit ihr und ihrem Bruder zu sein, „protz nicht so, ich hab dich einmal sehr viel Furcht vor der „grünen Kost" äußern sehen."

„Du meinst das vor neun Jahren," sagte sie gelassen. „Damals war ich neun Jahre alt und sehr in dich verliebt. Ich bildete mir ein, wenn du mich einmal küßtest, müßte ich sterben. Und als du mit mir aus einer Kindergesellschaft heimkehrend, mich unterm Haustor umschlangst, erschrak ich von Herzen. Heute würdest du vielleicht erschrecken, wenn ich dich küssen wollte." Sie parierte seinen giftigen Blick.

„Weil das keine Unterröcke mehr trägt, fühlt es sich," höhnte Ruwaloff.

„Ach nein," Lillith lächelte mit ihrem großen, roten Mund, „nicht die Unterröcke, die Männer machen das. Seit sie geistig zurückgehen, gewinnen die Frauen. Euerm Niedergang verdanken wir das Steigen unseres Wertes. Selbst das kleinste Talglichtchen kann im Dunkel zu Ehren kommen," setzte sie ironisch hinzu.

Bevor Ruwaloff antworten konnte, öffnete sich die Tür, und Frau Brancu erschien. „Ich

glaube, ich träume." Sie wollte Lillith unterfassen und zum Sofa führen. „Welcher Zufall hat Sie zu uns hergeweht? Aber gleichviel, jetzt haben wir Sie hier, und Sie müssen mit uns ein Glas Wein trinken."

Lillith warf einige entschuldigende Worte hin. Sie müsse gleich wieder heimgehen. Sie sei nur gekommen, um den Bruder abzuholen. Die Eltern vermuteten —

„Ich kann mir denken, was," lächelte Frau Brancu. „Gehen Sie doch nach Hause, Benigno." Ruwaloff fügte hinzu: „Ich schlage vor, daß wir alle zusammen ein Variété aufsuchen und du deinen Alten einen Dienstmann schickst."

„Der Dienstmann werde ich sein," scherzte Lillith, die unergründlichen Augen auf den Bruder heftend, „bezahl mich. Eine Krone kostet der Gang." Sie hielt ihm die Hand hin.

„Gib ihr zwei," rief Ruwaloff, „damit sie sagt, du wärest bei der Knospe."

„Knospe heißt deine Witwe . . . .?" Ein allgemeines Gelächter erhob sich. Diesen Augenblick benutzte Lillith, das Geldstück, das ihr der Bruder gegeben hatte, einsteckend, um sich hinauszudrücken. Niemand außer Emil — Frau Brancu sprach auf ihren Bruder ein — hatte ihr Verschwinden bemerkt. Er folgte ihr auf den Korridor hinaus.

„Darf ich Ihnen behilflich sein?" Er langte

ihr Schleiertuch herab und betrachtete sie mit der naiven Verwunderung, mit der ein Kind irgend etwas Ungewöhnliches ansieht. Er wollte etwas sagen, aber sein Hirn war zu wüst, um einen Gedanken zu fassen. Sie hatte das Tuch um den Kopf festgeknüpft und schloß ihren Mantel. Plötzlich zog sie die Hand mit einem Schrei aus der Tasche. „Ein Zwanzighellerstück! Er hat mich betrogen . . . .“ In diesem Augenblick erschien Lucien im Rahmen der Tür und hinter ihm Lengthien, der mit ironischem Blick die beiden maß und wieder ins Zimmer zurücktrat. Lucien sah Emil aufgeregt an. Lillith sagte kurz „Adieu!“ öffnete die Korridortüre und sprang die Treppe hinab.

„Der Affe scheint dich ja verzaubert zu haben. Zuerst läßt du dir von dem Kerl, dem Hund! — ich werd's ihm schon heimzahlen! — den Hof machen, dann wirfst du dich an so etwas weg. Pfui Teufel!“ Lucien spie aus.

Der Anblick des trunkenen Knaben, der vor Erregung und Zorn keuchte, gab Emil sofort seine Geistesgegenwart wieder. Er war mit einemmal klar und Herr der Situation.

„Führ keine Szenen auf.“ Er faßte Lucien unterm Arm und zog ihn mit sich in seine Stube.

Lucien kreuzte die Arme und sah ihn herausfordernd an. „Was willst du zu deiner Verteidigung vorbringen?“

„Zu meiner Verteidigung?“ Emil lachte. „Aber Mensch, hast du denn nicht bemerkt — du meinst doch unter dem Hofmacher Ruwaloff —, was zwischen uns vorging?“ Und er erzählte Lucien die Ohrfeigengeschichte, und als was für eine Karikatur ihm Ruwaloff erschien. Lucien wurde beruhigter.

„Aber dem Frauenzimmer, der Schwester des Benigno, bist du nachgelaufen, das kannst du nicht leugnen.“

„Weil niemand von euch Notiz von ihr nahm,“ bemerkte Emil, „und ich dem armen Ding doch seine Sachen reichen wollte.“

„So? Als ob ich deine Anglotzerei nicht bemerkt hätte!“

„Na, ihren weiblichen Reizen galt die nicht. Ich fragte mich innerlich, ob das wirklich ein Mädchen sei, sie hat etwas ausgeprägt Jungenhaftes an sich.“

„Genug, sie interessiert dich, und das leide ich nicht, hörst du? Laß die Weiber . . .“

„Red nicht wie ein alter Wüstling, das kann ich nicht leiden.“

„Nun, dir gegenüber bin ich auch Wüstling.“

„Red keinen Blödsinn.“

„Frag die Lizzie.“ Er warf überlegen den Kopf zurück.

„Die Lizzie, wer ist das?“

„Unser Stubenkätzchen."

„Ach die mit den gesenkten Augen, richtig, so, na . . ." Emil wollte eine Bemerkung über sie tun, aber die Geschichte mit dem Lackschuh fiel ihm ein und er schwieg. Man hörte Türen auf und zugehen. Lucien, dessen Zorn wieder verraucht war, faßte Emil am Ärmel. „Komm, ich glaube, sie gehen, wir wollen uns ihnen anschließen."

„Ich nicht, ich habe gerade genug getrunken, mich schmerzt der Kopf, ich bleib daheim."

Lucien stampfte ärgerlich mit dem Fuß auf. „Dann muß ich natürlich auch hier bleiben, aber verabschieden müssen wir uns jedenfalls von ihnen."

Im Korridor gab's ein wüstes Durcheinanderschreien. Die Aufbrechenden suchten ihre Mäntel und Hüte, vertauschten sie gegenseitig und gebärdeten sich wie unerzogene Rangen. Nur Ruwaloff drückte gravitätisch, wie es einem alten Herrn geziemt, den Zylinder auf den dünnen Scheitel, stammelte ein paar Dankesphrasen zu Frau Brancu, schüttelte Lucien die Rechte und entfernte sich. Die übrigen folgten ihm und wollten Lucien durchaus mit sich zerren, der sich ärgerlich zur Wehr setzte.

Schließlich polterte die ganze Rotte die Treppe hinab. Emil, dem Luciens erregtes Wesen auffiel, begleitete ihn auf sein Zimmer.

Er versuchte, durch ein Gespräch über gleichgültige Dinge ihn ruhiger zu machen und ärgerte sich nicht wenig, als Frau Brancu herein kam. Sie bat zum Abendessen und schwatzte allerlei, was Lucien von neuem erregte. Als sie keine Aufmerksamkeit, wenigstens nicht bei Emil, fand und er ebenso wie Lucien wenig Lust, zum Abendbrod zu gehen, zeigte, zog sie sich wieder zurück.

„Soll ich dir etwas vorlesen, damit du in Schlafstimmung kommst?“ fragte Emil.

Lucien verneinte. „Ich nehme einfach meine Pulver, da schlaf ich gleich ein.“

„Das hab ich geahnt,“ murmelte Emil und bat Lucien mit dem Aufgebot seiner Beredsamkeit, ihm die Pulver zu übergeben. Zuerst weigerte sich Lucien, als Emil aber grob wurde und ihn ein feiges altes Weib nannte, das eine schlaflose Nacht nicht ertragen könne, erreichte er schließlich, was er wünschte. Lucien wühlte suchend in seiner Kommode herum, entnahm ihr ein Schächtelchen und warf es Emil hin. Später legte er sich mürrisch zu Bett. Emil setzte sich zu ihm. Sie plauderten über allerlei Gleichgültiges, dann begann Lucien zu gähnen und schlief ein. Froh darüber, denn er selbst war todmüde, entfernte sich Emil.

„Schläft er?“ Frau Brancu steckte den Kopf durch die Spalte ihrer Tür.

Emil fuhr zusammen, holte die Schlafpulver hervor und übergab sie ihr.

„Kommen Sie doch einen Augenblick herein.“ Er zögerte, dann folgte er der Einladung.

„Das ist ja eine Tat von Ihnen! Wie soll ich Ihnen danken? Die ganze Schachtel überläßt er Ihnen, wie lieb muß er Sie haben . . .“

Emil runzelte die Brauen und griff nach der Türklinke.

„O mit diesem traurigen Gesicht lasse ich Sie nicht fort, großes Kind. Haben Sie denn heute die Augen geöffnet? Haben Sie an den andern gesehen, welch ein Säulenheiliger Sie sind? Diese alle sind ungefähr gleichalterig mit Ihnen.“ Sie nahm seine Hand in die ihre. Sie bemerkte es, daß seine Stimmung keine erotische war und richtete sich sofort danach. „Und wie ist's mit den Gedichten? Wann erhalte ich sie? Holen Sie sie doch, wollen Sie? Ich lese sie eben allein, wenn Sie sie nicht vorlesen wollen, und tue dann die nötigen Schritte.“ Sie drängte ihn sanft und herzlich, und er, verwirrt und wieder an ihre selbstlose Güte glaubend, ließ sich überreden und ging, das dünne Päckchen beschriebener Blätter zu holen. Er legte es zögernd in ihre Hände. Sie beobachtete ihn, heimlich entzückt über die neue Gefühlsskala, die ihre Nerven kennen lernten. Also

das war sein einziges Geheimnis, das noch niemand kannte, das Erstlingsopfer, das er ihr brachte. Ein leiser, kaum hingehauchter Kuß auf seine Stirne begleitete ihre Gedanken. Es war ihm zumute, als habe er ihr seine Seele überliefert. Er stand ein wenig traurig, ein wenig verlegen vor ihr, die Szene, die sie vor ein paar Stunden miteinander erlebt hatten, war durch die spätern Eindrücke verwischt. Seine zärtlichen Empfindungen hatte sie freilich für diesen Abend ausgelöst. Er blieb ruhig. Aber, wenn eine Harfe auch verstummt ist, leise, gleitende Hände können sie wieder zum Tönen bringen. Frau Brancu scheute die Mühe nicht, seine Pulsschläge zu beschleunigen, für sie waren die Tage nichts anderes als die lästige Unterbrechung der zärtlichen Abendstunden, die sie sich auf so gefahrlose Art zu verschaffen wußte. Ohne ein Wort zu verlieren legte sie die Arme um ihn und den Kopf an seine Brust. Die Wärme ihrer weichen Glieder begann ihn zu bezaubern; wieder erwachte der Zwiespalt in ihm. Sorgte sie nicht unermüdlich für ihn. War sie ihm nicht wirklich wie eine Mutter? Wenn das Blut mit ihm zum Teufel ging, hatte sie Nachsicht mit ihm, anstatt ihn empört von sich zu stoßen. Ist sie, dachte er, nicht vielleicht nur unvorsichtig und berechnet nicht die Folgen ihres Vertrauens? Er küßte ihr duftiges

Haar mit einer Mischung von Sinnlichkeit und Ehrfurcht. Sie ließ sich in einen der großen Sessel gleiten und winkte ihm, auf dem Puff zu ihren Füßen Platz zu nehmen.

„Und jetzt wollen wir gar nicht reden. Leg deinen Kopf in meinen Schoß." Er tat's und sie streichelte sein Haar, seine gut geformten Ohren, sie streichelte seine Lippen so lange, bis sie sich öffneten und ihre weißen Fingerspitzen kosten. Und dann kicherte sie, und er hob die Hand auf und begegnete ihrem niedergebeugten Gesicht, den weichen, vollen Wangen, den feuchten Lippen. Und da richtete er sich auf, faßte sie an den Schultern und schüttelte sie zornig. Und dann kam es, wie es immer kam, sie machte ihm heiß, ohne seine Glut zu löschen, und er war zu feig und zu unerfahren, um ihrem Spiel ein Ziel zu setzen. Sie wußte genau, daß man Schwächlingen wie ihm die eine Entschuldigung lassen muß: „Ich habe nur getändelt, das letzte zu tun habe ich unterlassen." Diesen dürftigen Fetzen der Selbstbeschönigung Feiger ließ sie ihm. Sie belustigte sich an der Tatsache, daß dieses Mittel gewöhnlich von Männern gebraucht wird, um weibliche Selbstanklagen zu entkräften. Vielleicht tauchte ihr aus ihrer eigenen Mädchenzeit die Erinnerung an eine Stunde auf, wo die Ruhe ihres „Gewissens" an eines Zolles Breite

gehangen hatte. Doch, Gott sei Dank! sie war als „reines“ Mädchen in die Ehe getreten.

Später suchte Emil sein Zimmer auf in der Stimmung eines Menschen, der trinken möchte und zu essen erhält. Aber ihre Saat fing an, in ihm Wurzeln zu treiben. Der Reiz des Geheimnisses, vielleicht sogar jener, der in gewissen Selbstvorwürfen liegt, der Reiz des umgekehrten Verhältnisses, daß die Frau es war, die dem Mann das Labyrinth der Liebesempfindungen erschloß, all dies und noch anderes begann ihn zu ihrem Sklaven zu machen. Es kommen Stunden, in denen sie ihn nicht mehr zu sich zu locken braucht. Er folgt ihr von selbst, ja, auch für ihn scheinen die Tage nun nichts weiter zu sein als eine lästige Unterbrechung der Abende.

Sein Körper ist empfindsam wie die Fläche eines Spiegels geworden. Seine Nerven bedürfen keiner robusten Anfeuerungen mehr, sie schwingen bei der leisesten Veranlassung, sie schwellen, sie beben, sie spielen verwirrte Melodien wie die Geige eines trunknen Künstlers. Und Lucien, der die Veränderung in des Freundes Wesen bemerkt und ihn mit seinen Fragen nach der Ursache zur Verzweiflung bringt, geht hinter ihm her wie ein Spürhund.

Um ihn in die Irre zu führen, nahm Emil die Einladung an, die ihm unter folgenden

seltsamen Umständen zuging. Er erhielt einen Brief.

„Geehrter Herr Gessenharter," hieß es darin, „Fritz Lengthien, mein Vetter, der bei uns im Hause wohnt, kam vorhin zu mir und bat mich, Sie an die von ihm geplante gesellige Zusammenkunft zu erinnern. Sie findet am zwölften, also in einer Woche statt. Ich weiß nicht, ob mein Vetter eine böse Hand oder das Schreiben verlernt hat oder aus welch geheimnisvollem Grund gerade ich diese Zeilen an Sie richten sollte. Sie können ihn ja selbst danach fragen. Achtungsvoll Lillith Kleinmeier."

Emil war einen Augenblick verdutzt, als er die festen Schriftzüge des jungen Mädchens erblickte, an das er nicht selten und mit wunderlich gemischten Gefühlen gedacht hatte. Er erzählte Frau Brancu von den erhaltenen Zeilen; daß Lillith sie geschrieben, verschwieg er. Die von Lengthien an Lucien abgeschickte Einladung hatte Frau Brancu beschlagnahmt und ihm nicht eingehändigt. Sie vertraute Emil an, daß Lucien immer sehr aufgeregt von solchen Zusammenkünften heimgekehrt war. Lucien war empört, daß der Freund ihn übergangen hatte und suchte Emil zu bewegen, ebenfalls nicht hinzugehen. Emil entgegnete trocken, daß er sich in jedem Falle die Gesellschaft ansehen wolle. So hatte er, noch allerlei Zwischen-

fälle benützend, Luciens Argwohn für eine Weile irre geführt und konnte ungehindert in das weiche Gemach Frau Lunas schlüpfen, dessen Teppiche und verhangenen Wände keinen Liebeslaut verrieten.

Daß sich Lengthien der Hand seiner Base bedient hatte, um seine Einladung zu erneuern, fand Emil drollig. Lengthien glaubte offenbar, daß sie Emil interessiere, daß er voraussetze, sie würde an dem geselligen Abend teilnehmen. Emil dachte an sie, während er Frau Brancus runden Mund küßte und wurde traurig. Noch trauriger wurde er, wenn er — Rassos gedachte. An ihn wollte er nicht denken, ihm nicht begegnen.

Am elften sagte er zu Frau Brancu: „Eigentlich verspüre ich gar keine Lust, morgen hinzugehen.“ Doch sie beredete ihn dazu. Es lag in ihrem Interesse, seine Phantasie aufzustacheln, sein Blut begehrlicher zu machen. Sie hatte es ihm beigebracht, äußerlich ruhig und gelassen zu erscheinen. Seit sie seine jungenhafte Taktlosigkeit nicht mehr zu fürchten brauchte, enthüllte sie ihm rücksichtsloser ihre wahre Natur. — Am bestimmten Tag machte er sich auf den Weg zu Lengthien. Frau Brancu war mit Lucien aufs Land gefahren und log ihm vor, daß Emil sie noch am selben Abend abholen würde. Lucien glaubte ihr.

Als Emil in die Straße einbog, in der Lengthien wohnte, trat ihm an der Ecke — Lillith entgegen. Sie trug den langen grauen Abendmantel von jüngsthin und hatte einen großen dunklen Hut auf, der das blasse Oval ihres Gesichtchens noch schlanker erscheinen ließ. Sie begrüßte ihn flüchtig.

„Sie wollen zu Fritz. Sie tun besser daran, nicht hinauf zu gehen. Ich patrouilliere schon seit einer halben Stunde auf und nieder, um Ihnen das zu sagen. Da er so unvorsichtig war, mich zur Mitwisserin seiner Einladung zu machen, so nütze ich das aus und warne Sie. Es geschieht nichts Erbauliches da oben." Sie lachte kurz auf. „Sie machen allerlei Dummheiten, die Jungens, spielen Tiberius, maskieren sich als Mädchen und so weiter, und so weiter. Ich bin dafür, daß wir lieber einen Spaziergang machen . . ."

„Gnädiges Fräulein," stotterte Emil verblüfft und unentschlossen, „ich weiß wirklich nicht, was ich Ihnen antworten soll. Einerseits . . ."

„Na ja, aber: andererseits. Wissen Sie, mir liegt nichts daran, was Sie augenblicklich von mir glauben, kann's mir ja denken. — Ich tue, was ich tue, um meinetwillen, nicht um Ihretwillen. Ich brauch ab und zu ein bissel Freude, und wenn ich mir sag: Lillith, du, die du so viel Unfug treibst, hast wieder einmal

etwas Gescheites getan, so freut mich das unbändig. Nehmen wir den Weg dort durch die Allee. Sie haben mich neulich so angeguckt, so erstaunt und verwundert, und da hab ich mir gedacht: Mein Gott! ist der einfältig! Wie einer nur noch so einfältig dreinschaun und . . .“

Emil blieb stehen und lachte. „Bin ich Ihnen so einfältig erschienen? Das macht, weil Sie mir verwunderlich vorkamen, neu, anders als die andern, weil ich Sie nicht verstanden habe . . .“

„Mich nicht verstanden? Habe ich Ihnen denn so undeutlich guten Abend gesagt? Denn mehr haben Sie doch nicht von mir gehört.“

„Sie haben eine kleine, rührende Geschichte erzählt, sie war so kindlich . . .“

„Nun ja, einmal muß man das doch auch gewesen sein.“

„Und Sie haben tiefe Worte gesprochen, die gar nicht nach junger Mädchen Weisheit klangen. Sie sehen sehr klug aus und besitzen doch wieder viel vom Kinde, diese Widersprüche kann ich mir nicht erklären.“

„Bleiben Sie immer im Gespräch stehen, eine gräßliche Angewohnheit.“ Sie machte einige rasche Schritte und er folgte ihr. „Mein Gott, ich bin doch ein Weib! In uns ist der ganze Kosmos mit seinem Ungeziefer, seinen Löwen und Paradiesvögeln, seinen Schlangen

und Adlern. Ihr seid viel einseitiger. Ihr gehört entweder der einen oder der andern Gattung an. Bei uns schließt die Schlange den Paradiesvogel nicht aus, obzwar beide natürliche Feinde sind. Wir können gleichzeitig gemein und hochherzig sein ...“

„Das scheint mir doch eine paradoxe Behauptung zu sein,“ warf Emil ungläubig hin, „und doppelt paradox aus dem Munde eines jungen Mädchens. Ist es wirklich wahr, daß Sie erst achtzehn Jahre zählen? Vielleicht sind Sie vierzig, ich weiß es nicht.“ Er betrachtete sie heimlich beim flackernden Licht der Laternen.

Sie lächelte. „Wenn ich vierzig wäre, würde ich wahrscheinlich nicht so offenherzig zu Ihnen reden. So den Mut, alles heraus zu sagen, was sie denkt, hat nur die Jugend. Man berechnet nicht den Schaden, der einem aus der Ehrlichkeit erwächst. Später soll man klüger werden, hat mir eine Vierzigjährige anvertraut . . .“

„Dann kann es nur der heiße Brodem der Großstadt sein, der die Menschen so vorzeitig reift.“

„Bewahre Gott!“ Das kleine zierliche Persönchen zog den Mantel fester um sich. „Die Erziehung macht's, nicht die Großstadt. Unsere Eltern reden doch aufs ungenierteste über alle

Dinge vor uns. Sie lassen die Zeitungen frei vor uns liegen, in denen Gerichtsverhandlungen über die heikelsten Dinge stehen, sie führen uns in Theater und Variété, wo sich weite, glänzende Perspektiven in das noch unbekannte Leben eröffnen, die die Neugierde und den Nachahmungstrieb aufstacheln, und zum Überfluß füttern uns unsere klugen Mütter täglich mit einem Schock Eier, wenn nicht noch halbgare Beafsteacks und geistige Getränke dazu kommen. Und da wundern Sie sich, daß wir schon Leute sind, bevor wir noch Menschen geworden."

„Der Instinkt eines Kindes, das der Natur noch so nah steht, müßte doch . . ."

Lillith schüttelte den Kopf. „Instinkt! Er gilt als demütigendes Überbleibsel überwundener Unkultur. Wenn das Kind beim Rollen des Donners ängstlich fragend nach oben blickt, wird es ausgelacht, und die gebildete Mutter erklärt ihm die Natur der Elektrizität, und wenn es zögernd sein noch unerleuchtetes Zimmer am Abend betritt, wird die aufgeklärte Bonne es ausschelten und ihm ein Privatissimum darüber halten, daß es weder Geister noch Teufel, noch etwas gibt, das man nicht aus der Physik erklären kann, daß die Toten mausetot sind, daß der Begriff Seele nur in der Vorstellung roher Naturmenschen existiert, daß alles, was man

nicht begreifen kann, nicht vorhanden ist. Und dann," die Stimme der Sprecherin gewann einen wärmeren Klang, „dann greifen die Hände des Kindes, die sich so gern zu dem Großen aufheben möchten, das seine Seele oft ahnungsvoll durchschauert, dann greifen sie zu schmutzigen Büchern, um die hungrige Phantasie für das erhabene Märchen des Himmels zu entschädigen, das unberechenbare Grausamkeit, wenn nicht Schlechtigkeit, ihm geraubt hat."

Emil fühlte eine Saite seines Innern mitschwingen, Rassos Gesicht tauchte vor ihm auf. Auch er war so ein Beraubter, um den Himmel Betrogner, wie dieses kleine Mädchen, das wie ein frierendes Vöglein dieselbe traurige Melodie sang. „Sie haben nicht unrecht. Auch mir geht es wie diesen armen Kindern. Weil wir den Himmel verloren haben, suchen wir die Sterne auf der Erde, aber der Mensch braucht Distanzen zwischen sich und seinem Ideal. Vielleicht ist's das, was uns den Genuß an den Früchten der Erde beeinträchtigt. Was ich mit meinen Armen umspannen kann, vor dem beugt sich mein Knie nicht."

„Das hat ein Kind gesagt," lächelte sie, „ich glaube, es geht Ihnen wie mir, wir bedauern es, daß man uns nicht beten gelehrt hat."

„Zu wem denn?"

„Zu wem? Die Frage ist wunderlich. Zu

jener Willensquelle, die sich stets in wechselnder Gestalt aufs neue gebärt. Zu Gott, wenn Ihnen das weniger pathetisch klingt. Soll ich Ihnen verraten, welche Welterklärung ich mir zurecht gemacht habe," fuhr sie mit der Beredtsamkeit der Jugend fort, „ich glaube an die Phase der Teilung bei der höchsten Daseinsform. Könnte der menschlich beschränkte Begriff einer Altersgrenze, eines Vaters und Sohnes, da gelten? Die flammende Kraft hat sich in zwei Teile gespalten, in den regierenden und in den regiert werdenden. Keiner von beiden ist geringer. Der letztere aus Freude an den unendlichen Möglichkeiten seiner Formengebung, zerstob in Myriaden von Erscheinungen, bis er nach Jahrmillionen wieder zu seiner Einheit zurückkehrt. Lebt nicht in jedem Menschen die gleiche Sehnsucht nach dem Höhern, das gleiche Heimweh, das gleiche Ahnen, unabhängig von der Materie des aufgenommenen Lehrstoffes?"

Emil, etwas erschöpft von ihrem schnellen Hinschreiten, sagte: „Aber da hätten Sie ja einen heimlichen Gott, einen Hort und Halt!"

„Ja, glauben Sie, daß ich ihn habe? Glauben Sie, daß ich reicher bin als die Tausende, die ihn nicht haben? Aber weshalb sollte gerade ich bevorzugt, klüger sein, als sie?"

Emil zuckte die Schultern. „Sagen Sie

anstatt klüger, glücklicher, dann haben Sie das Richtige getroffen. Weshalb Sie glücklicher sind, als zum Beispiel ich bin, wie kann ich das wissen? Ich weiß nur, daß ich gern an etwas Höheres glauben möchte, das in uns wirkt. Einmal hab ich sein Vorhandensein in mir zu spüren vermeint, aber das war wohl eine Täuschung." Er senkte den Kopf auf die Brust. „Vielleicht wird mir bald Gewißheit aus dem Munde der Öffentlichkeit." Er gedachte seiner Gedichte.

„Sind Sie künstlerisch tätig?" fragte Lillith befangen.

„Ich habe Verse geschrieben."

„Schreiben Sie keine mehr?"

„Nein. Die Lust dazu, vor allem der Glaube an meine Befähigung hat mich verlassen. Ohne innere Nötigung zum Schreiben ist es aber besser, zu schweigen."

Sie nickte. „Sie sind stehen geblieben, das heißt, Sie wollen nicht weitergehen." Sie zog ihre kleine Stahluhr heraus. „Gleich zehn Uhr. Wir wollen uns trennen. Es war eine sonderbare Zusammenkunft. Ein junges Mädchen läuft mit einem jungen, ihm fremden Menschen anderthalb Stunden umher und philosophiert. Und er macht nicht die geringste Anstrengung, es auf das übliche andere Gebiet zu bringen und ihm den Hof zu machen. Ist

das nicht höchst zeitgemäß für eine moderne „höhere“ Tochter?“

„Sie sehen mir nicht danach aus, als ob man Ihnen mit dem „Hofmachen“ ein Vergnügen bereitete.“

„Nein, in der Tat,“ sagte sie ruhig, „darüber bin ich hinaus.“

Das Wort, das er in der letzten Zeit so oft gehört hatte, machte ihn lächeln. Und doch tat's ihm weh, als er es aus ihrem Munde vernahm.

„Ich weiß nicht, mich dünkt es, als ob ihr alle nicht so schlecht seid, als ihr euch hinstellt.“ . . .

„Schlecht?“ Sie sah ihn verwundert an. „Schlecht? Nein. Nur arm. Das sind wir.“

„Das stimmt,“ gestand er ihr zu.

„Deshalb freut's mich doppelt, daß ich Sie verhinderte, Lengthiens nähere Bekanntschaft zu machen. Der würde Sie noch ärmer gemacht haben.“

„Halten Sie mich für so schwach, daß ich mich vom ersten Besten berauben lasse?“

„Ja.“ Sie sah ihm offenherzig ins Gesicht. „Würde ich Sie sonst gleich dazu gewonnen haben, Ihren Plan aufzugeben?“

Er lächelte. „Ich muß Ihnen gestehen, daß der Gedanke, Sie zu treffen, mich mehr zu Ihrem Vetter zog, als die Vorstellung, einen

Abend mit ihm zu verbringen. Da ich meine Hoffnung erfüllt sah, weshalb hätte ich ihn noch aufsuchen sollen."

„Es freut mich, daß Sie Interesse an mir nehmen," sagte sie ohne Koketterie. „Vielleicht begegnen wir uns wieder. Ich besuche jeden Tag um zwölf Uhr die Zeichenschule in der Landhausstraße, und wenn Sie einmal traurig sind, dann wissen Sie, wo Sie einen Kameraden finden können." Sie reichte ihm die Hand. Er ergriff sie zögernd. Eine trübe Vorstellung hatte ihn ergriffen. „Weshalb habe ich Sie nicht ein paar Monate früher kennen gelernt? Mit Ihnen zusammen . . ."

„Wollen Sie uns den Schluß des Spaziergangs verderben?"

„Nicht der höhnische Ton! Ich wollte Ihnen keine Liebeserklärung machen, ich wollte nur sagen, mit Ihnen zusammen hätte ich vielleicht doch mein lichtes Reich weiter ausgebaut."

„Das können Sie noch immer tun." Sie nickte ihm zu und eilte mit ihren hurtigen nervösen Schritten davon.

Kamerad Lillith! Ein leises Glücksgefühl wollte sein Herz beschleichen, da war's ihm, als sähe er Frau Brancus Augen vorwurfsvoll auf sich gerichtet . . .

XI.

Sie legte ein kleines, in dunkles Leder gebundenes Büchlein in seine Hand. Es war gerade im Augenblick herausgekommen, als seine Gefühle für sie zu erkalten begannen.

Seine Gedichte! Er las sie noch einmal, jetzt wo sie Eigentum eines jeden werden konnten, der sie erstand. Sie waren voll Rhythmus und Klang, voll Weichheit der Empfindung, voll prächtiger Bilder, aber eins fehlte ihnen: Die Kraft. Sie, die mit unbezwingbaren Händen sich zueignet, was sie ergreift, zum Glühen bringt, was ihr Odem berührt, feit, was ihre Nähe verspürt. Die Kraft, die Revolutionen gebärt und Märtyrer erschafft, die Wunder wirkt . . .

Frau Brancu glaubte sich seinen Dank zu verdienen durch die Gefälligkeit, die sie ihm erwiesen hatte. Aber ihre Gefälligkeit hatte ihm ein wenig erfreuliches Ergebnis gebracht. Die Kritik bestätigte, was er sich selbst zugestehen mußte. Das Buch war das Werk eines Menschen der Niedergangsperiode, es glich dem blassen Mond, es war voll bestrickender Stimmung, aber — ohne eigenes Licht. Der Mann, der es geschrieben, hatte niemals eine Mission besessen. Wer so gewählt und elegant sprach, der konnte kein Brot aus der Erde stampfen

für die Hungernden, keine Schwerter für jene, die Unrecht erleiden. Emil ging mit schwerem Herzen umher. Er hatte seine letzte Hoffnung begraben, und jetzt besaß er nichts mehr. Einen Augenblick lang schwankte er, ob er nicht fortgehen sollte, weit fort in eine Fremde, wo neue Eindrücke ihn seinen Mißerfolg und seine herbe Enttäuschung vergessen lassen könnten. Da spielte Frau Luna ihren letzten Trumpf aus, um dieses junge Leben, dessen warme Quellen ihren Sinnen eine so angenehme Erquickung waren, an sich zu fesseln.

In einer zärtlichen Stunde gab sie sich ihm ganz.

Neue Gefühlswelten öffneten sich ihm.

Nun stand sie als Weib vor ihm, als nichts anderes, als Weib, das geliebt sein wollte, und von ihm geliebt sein wollte. Es versetzte ihn in eine Art trunkenen Stolzes, daß sie, die Reife, Verführerische, der jedes Mittel zu Gebot stand, gerade ihm ihre Arme geöffnet hatte; die dunkle Quelle ihrer raffinierten Genußwahl vermochte er nicht zu erraten ...

Er vergaß seine Niederlage als Dichter, er vergaß seines Bruders, des jungen Mädchens, das, war er ihm nahe, starken Zauber auf ihn ausübte, er erwürgte seine Liebe zu Lucien, damit sie die Augen nicht vorwurfsvoll aufschlug, wenn er zu Frau Luna eilte. Frau Luna ...!

Ihr weißer glatter Leib wurde jung, wenn das Feuer der Begehrung seine Muskeln straffte, wenn ihre Brüste vor Ungeduld flogen und ihre Arme zu weißen Säulen erstarkten, die die Wucht seiner tobenden Sehnsucht stützten.

„Du bist schrecklich wie der Samum, der mit glühenden Atomen die Adern peitscht, bist schrecklich wie die Löwin, die mit sehnigen, schmiegsamen Gliedern sich auf ihr Opfer stürzt, um ihm die Pranken in die Weichen zu krallen, du bist süß wie Gift der leuchtenden Südlandsdolde, du bist verrucht wie der letzte Liebestraum Messalinens" ... Er löste ihr langes Haar und drehte es zu einem Knebel, mit dem er ihren roten Mund verschloß. Er tat mit ihr wie ein Kind mit einer Puppe, er schlug sie und küßte sie und zerrte sie so lange, bis sie lachte. Und sie lachte, sie umschlang ihn und schauerte unter seiner grausamen Knabenhand, die sie berauscht machte. Und sie warf Goldmengen hinaus und ließ seinen Gaumen in Sekt baden, und ließ Leckereien aus allen Weltteilen kommen, und hielt weiche Seide in ihrem Zimmer verborgen, die sie um seinen Leib schlang, und übergoß ihn mit Wohlgerüchen, die ein Vermögen kosteten. Seine Augen wurden leuchtend wie die Augen fanatischer Beter, und sein blutroter, alle Tage aufs neue verwundeter Mund blühte wie eine Sommerrose, bevor sie sich entblättert.

Luciens Argwohn steigerte sich von Stunde zu Stunde. Er ließ Emil tagsüber nicht von der Seite und bewachte des Abends die Korridortüre. Und er fragte die Mutter, die sanfte, in schwarze, schleppende Trauergewänder gekleidete, wie es käme, daß sein Liebling sich so verändert hätte.

Sie sah ihn ruhig an. Verändert? Davon merkte sie nichts, nicht das geringste. Er irre sich wohl.

Luciens beständige Fragen marterten Emil. Der Tag war ihm eine Folter, die Nacht ein Rausch, dazwischen gab's keine Erholung.

Was Wunder, daß seine Nerven gereizt wurden und er seine Haltung verlor. Eines Tages ließ er sich soweit hinreißen, dem Stubenmädchen ein heftiges Wort zuzurufen. Sie hatte sich eine kecke Bemerkung gegen ihn erlaubt, die „freche Person", der er von Anfang an mehr als der eigne Geliebte gefallen hatte. Sie, die Zeugin all der verschwiegenen Vorkommnisse im Hause war, die mit Lucien vor Eifersucht Qualen litt, kicherte vor sich hin, als sie Luciens Bad bereitete und ihm die Badeschuhe zurecht stellte. Auf seine Frage, was sie habe, entgegnete sie nur ein verschämtes „Ach nichts!" und stotterte dann etwas von einer lustigen kleinen Episode von neulich, von der er wohl nichts wußte, vom „Schuh, der seinen Bruder

suchte und bei der gnädigen Frau drinnen fand."

Lucien, der all die Anspielungen nicht verstand, fuhr sie brutal an. Was für ein Schuh, wessen Schuh, welche gnädige Frau u. s. w.

Da erzählte sie alles, was ihr vor Wut und Neid schon längst das Herz abdrückte. Und jetzt behandle dieser Mensch! sie so, nenne sie eine freche Person, sie!! Er!! Und weshalb? Weil sie so nebenbei bemerkt habe, daß sie ein langes dunkles Frauenhaar auf seinem Kopfkissen gefunden hätte ...

Lucien brüllte auf wie ein verwundetes Tier und stürzte, seine Mutter aufzusuchen. Entsetzt über die Folgen ihrer Tat rannte die Zofe, die übrigen Dienstleute durch ihr Geschrei alarmierend, hinter ihm drein, um ihn an einer Untat zu verhindern. Sie warfen sich zwischen ihn und die Mutter, die vor Schrecken ohnmächtig geworden war. Emil war nicht daheim, so daß Lucien niemand fand, an dem er seinen tobenden Zorn auslassen konnte. Er entwand sich den Händen der Bediensteten, stürmte auf sein Zimmer und verschloß hinter sich die Türe. Als Emil heimkam, berichteten sie ihm von dem Vorfall. Ohne nach Frau Brancu zu fragen, eilte er an Luciens Tür, die er verschlossen fand. Nun erst suchte er in trüber Ahnung Frau Luna auf.

Sie kam ihm verstört entgegen und erzählte ihm den Vorgang und die Schmach, die ihr Lucien vor allen Leuten zugefügt habe.

„Seine Tür ist verschlossen," sagte Emil dumpf.

Frau Luna fuhr bestürzt zurück. Dann eilten sie beide vor seine Stube. Da sie keine Antwort auf ihr Rufen erhielten, sprengten sie das Türschloß.

Lucien, lang ausgestreckt, lag auf seinem Bett. Sein Gesicht war fahl und seine Fingernägel blau unterlaufen.

„Er hat sich vergiftet," rief Emil, eine leere Schachtel vom Boden aufhebend, „er hat mir damals nicht alle Schlafpulver verabfolgt." Emil schickte nach dem Arzt, hieß Frau Brancu hinausgehen, gab den Dienstleuten kurze Befehle und hatte die Genugtuung, nach angestrengten Bemühungen Lucien wieder atmen zu sehen. Der herbeigeeilte Arzt billigte seine Versuche an dem Bewußtlosen und ließ sich den Hergang der ganzen Szene berichten. Emil teilte ihm mit, daß ein aufregender Vorfall den Jungen zu der unsinnigen Tat getrieben habe.

„Sind Sie irgendwie an dem Vorfall mitbeteiligt?" fragte der Arzt. Emil bejahte zögernd. „Dann möchte ich Sie ersuchen, vorderhand die Nähe des Kranken zu meiden. Bei seiner Reizbarkeit könnte Ihr Anblick leicht schädlich

auf ihn wirken und einen neuerlichen Wutanfall herbeiführen."

Emil suchte Frau Brancu auf und teilte ihr den Wunsch des Arztes mit. „Ich muß fort," setzte er tonlos hinzu, „seine Genesung darf durch mich nicht verzögert werden."

Frau Brancu umschlang ihn fassungslos. „Das wirst du mir doch nicht antun, einer Kinderlaune wegen nicht antun . . . ."

„Kinderlaune nennst du diese verzweifelte Tat?"

„Faß das nicht so ernsthaft auf — bleib, bleib!"

„Ich will nicht an dem Jungen zum Mörder werden."

„Vielleicht wird er sich mehr beherrschen als du voraussetzest."

„Seine stummen Vorwürfe würden mich noch schwerer treffen als die Äußerungen seines Hasses. Laß mich!"

Er suchte sich aus ihren Armen zu befreien, sie umklammerte ihn aufs neue und flüsterte ihm beschwörende Worte zu. Da faßte ihn Widerwillen, er stieß sie von sich, holte Hut und Mantel und verließ das Haus.

Er eilte hastig dahin, als ob ihn jemand verfolge. Ein Frösteln kroch ihm den Rücken hinauf, seine Füße waren schwer, als ob Zentnerlasten an den Sohlen hingen. Er durchquerte

Plätze und Straßen, die er nie gesehen zu haben glaubte, obgleich sie ihm von seinen Spaziergängen mit Lucien aufs genaueste bekannt waren. Plötzlich stand er vor einem Haus, das ihm wie ein alter vergessener Freund entgegenblickte. Hier wohnte Rasso. Was war natürlicher, als daß er an die Türe dessen pochte, der ihm der nächste in der Welt war.

Aber konnte, durfte er vor Rasso treten, er mit seiner gedemütigten Seele, er, mit Schmutz und Schuld beladen. Rasso stand trotz allem viel höher als er; er opferte dem Weib seiner Liebe seine Künstlerehre und arbeitete Schund, um das Geld, das er verdiente, an sie zu hängen. Er gab, das Vorrecht und der Stolz des Mannes. Er, Emil, hatte genommen, hatte sich verhätscheln und verwöhnen lassen von der Frau, die ihn liebte. War er besser als der Lieblingssklave irgend einer Genüßlingin aus uralten Zeiten? Nein, er wollte nicht so vor dem erscheinen, dem er immer Moralpredigten gehalten, vor dem er sich mit dem Mantel der Tugend drapiert hatte. Er eilte an Rassos Haus vorüber, weiter, weiter. Aber seine Kniee begannen zu schwanken, es gelang ihm kaum, sich aufrecht zu erhalten. Seine Kraft war zu Ende. Er überlegte, wo er, für den Augenblick wenigstens, eine Ruhestätte finden konnte. Da fiel ihm der „Grüne Kranz" ein, jener Gasthof,

in dem er bei seiner Ankunft abgestiegen war. Es war kein angenehmer Aufenthalt in dem billigen Hause, aber wenigstens konnte er den müden Kopf auf ein Kissen legen und in Ruhe weitere Pläne fassen. Bestürzt zog er seine Börse hervor. Würden die paar Geldstücke, die er bei sich hatte, noch reichen? Der Rest des Gehalts lag zwischen den Blättern seines Novalis. Wenn er sich ein billiges Stübchen mietete und seine Kost nur auf — Obst beschränkte, konnte sein Geld für ein bis zwei Tage langen. Er begab sich nach dem Gasthof, ließ sich eine Kammer anweisen und warf sich halbbetäubt auf das plumpe, schlechtgelüftete Bett, wo er gleich in tiefen Schlaf versank.

Der Tag rückte vorwärts. Es wurde Abend. Zudringliche Küchengerüche drangen herauf, verschiedene Reisende fuhren ab, andere kamen an, man hörte Türen zuschlagen, der schrille Ton der elektrischen Klingeln verstummte keinen Augenblick. Emil erwachte. Er fühlte die dumpfe Stickluft der Stube und sprang auf, um das Fenster zu öffnen, dann kehrte er wieder auf sein Lager zurück. Zwischen die wirren Bilder der letzten Stunden, zwischen die ausgestandene Angst und Beschämung drängte sich die Frage: Was nun, was nun? Er vermochte sich keine Antwort zu geben. Er, der Un-

bekannte, hier fast Fremde, ohne Empfehlung, ohne jede Verbindung, wie würde er eine Stellung finden können. Hatte sein Bruder sich nicht schon einmal die Füße für ihn wundgelaufen, und keine andere Stelle gefunden als jene, die wahrscheinlich die am schwierigsten zu besetzende war. . . .

Und wie Emil seine Gedanken anstrengte, um auf irgend einen Ausweg zu kommen, da sah er ein kleines, zierliches Persönchen vor sich auftauchen. „Wenn Sie je eines Kameraden bedürfen, erinnern Sie sich meiner."

Lillith! Lillith! Noch nie hatte er eines Kameraden so dringend bedurft als jetzt! Aber — sollte er ihr seine ganze verzweifelte Lage eingestehen. Zu seinen übrigen Demütigungen noch diese hinzufügen? Er wühlte die pochende Stirn in die Kissen. Nein, nicht denken, nicht denken! Eine Art Halbschlummer betäubte ihm von neuem das Gehirn, er wußte nicht, wachte er, träumte er? Alle Erlebnisse der letzten Wochen jagten im hastigen Bilderwechsel an ihm vorüber. Stunden mochten so vergangen sein. Ein dumpfes Gepolter ließ ihn emporfahren. Schwere Koffer wurden auf- und abgeladen, Klingeln bimmelten, derbe Füße stapften auf den teppichlosen Gängen umher. Die Morgendämmerung war angebrochen. Emil stand auf und tauchte Gesicht und Hände in

das laue abgestandene Wasser des kleinen Waschbeckens. Dann brachte er seine Toilette in Ordnung und verließ den Gasthof.

Die Sonne drang eben hervor, und der Himmel war vom durchsichtigsten Blau. Einzelne welke Blätter, die der leichte Wind durch die Straßen wehte, erinnerten an den nahenden Herbst. Emil trat in eine Destille und stürzte ein Glas Branntwein hinab. Dann machte er einen weiten Spaziergang.

Gegen Mittag befand er sich in der Landhausstraße vor dem weitläufigen Gebäude der Akademie. Die Sehnsucht, einem Menschen sein Herz auszuschütten, war mächtiger gewesen als alle seine Bedenken. Er wollte hier Lillith erwarten. Ungeduldig spähte er nach ihr aus, sie kam und kam nicht, obgleich die Uhr bereits auf zwölf zeigte. Vielleicht war sie gar nicht mehr hier! Seit dem Abend, an dem sie mit ihm jenen wunderlichen Spaziergang gemacht, waren vier Wochen vergangen. Was konnte sich in dieser Zeit nicht alles zugetragen haben?

Indem er allen möglichen Vermutungen nachhing, sah er sie plötzlich hinter einem Schwarm junger Leute auftauchen und auf sich zu kommen. Sie würde seiner kaum gewahr geworden sein, denn sie schritt, nachdenklich den Blick zu Boden geheftet, wenn nicht sein

Gruß sie aufschauen gemacht hätte. Halb erschreckt, halb überrascht erwiderte sie seine Begrüßung und wollte weitergehen.

Er stellte sich ihr in den Weg. „Sie haben mir einmal erlaubt, gnädiges Fräulein —" er zauderte, „Sie sagten —"

„Verzeihen Sie, ich habe keine Minute zu verlieren, es ist gleich zwölf, der Unterricht beginnt. Wenn Sie mich sprechen wollen, um ein Uhr bin ich wieder hier. Ich wüßte übrigens nicht, was Sie mir zu sagen haben könnten, da Sie meinen Brief doch unbeantwortet ließen."

„Ich einen Brief von Ihnen unbeantwortet gelassen?" Er sah sie ungläubig an.

Sie machte eine Bewegung der Ungeduld. „Ich habe wie gesagt keine Zeit." Die Studienmappe an sich pressend, schritt sie hastig an ihm vorüber.

Einen Brief von ihr? Er wühlte in seiner Erinnerung, ob er je einen solchen empfangen haben konnte. Hätte er ihn im Rausch jener tollen Stunden achtlos beiseite gelegt, vergessen, verloren? Nein, ihren Brief hätte er nie mit solcher Gleichgültigkeit behandelt; denn obgleich er an der Brust einer andern hing, vergessen hatte er ihrer nicht. Sie hatte in ihm fortgelebt, wie sich die kleine feine Stimme eines Vogels neben der Brandung des Meeres behauptet. Sein Sinnenrausch hatte das

Interesse an ihr geschwächt, aber erloschen war es nicht. Er strich noch eine Stunde umher, um sie zu erwarten und ihr, als sie endlich zurückkam, zu versichern, daß er niemals eine Zeile von ihr erhalten habe.

Sie warf einen flüchtig forschenden Blick in sein Gesicht, und da sie fühlte, daß er die Wahrheit sprach, wurde ihr zurückhaltender Ton wärmer. Nun, man hatte eben das Schreiben unterschlagen.

Sie schritt wie an jenem ersten Abend an seiner Seite hin. „Ein Wunder wär's nicht. Vielleicht lag es in Frau Brancus Interesse, den Brief an sich zu nehmen, oder es lag im Interesse der Dienstmädchen, oder der tolle Lucien wollte sich eben Papierkugeln drehen, was weiß ich. Was sollte auch die Leute abhalten, ihrem Vorteil Dienendes auszunützen? An Vergeltung glauben sie nicht, der Begriff Gewissen ist ihnen fremd, ihren kategorischen Imperativ: Laß dich nicht erwischen! befolgen sie . . . .“

„Aber, gnädiges Fräulein!“

Sie warf den Kopf ärgerlich zurück. „Lassen Sie endlich das „gnädige Fräulein“! Ich bin doch kein Begriff, sondern ein Mensch mit einem wirklichen Namen, der Ihnen auch bekannt ist.“

„Sie haben recht,“ gab er zu, „ich wollte Ihnen bloß — ja was wollte ich eigentlich sagen . . . .?“ Er griff sich an die Stirne.

„Beiläufig bemerkt," Lillith sah ihm ruhig ins Gesicht, „Sie sehen verstört aus, fehlt Ihnen etwas?"

„Mir? Nein. Aber sagen Sie, wovon jener Brief handelte?"

„Sie wollen meine Frage unbeantwortet lassen, auch gut. Jener Brief? Ich habe Ihnen nur meinen Plan mitgeteilt und Adieu gesagt." Als sie seine Verblüffung sah, fügte sie hinzu: „Ich verlasse nämlich bald die Eltern. Weshalb? Je nun, ich bin achtzehn Jahre vorüber und sehne mich, etwas von der Welt zu sehen, auch möchte ich selbständig werden und versuchen, ob ich mir allein mein Brot verdienen kann. Ich habe eine Stelle als Gesellschafterin bei einer kränklichen alten Dame angenommen, sie lebt sieben Stunden von hier in einer kleinen Provinzstadt — ich plane, in meiner freien Zeit mich dort noch weiter zu unterrichten, vielleicht später einen Lehrerinnenbildungskursus durchzumachen, ich weiß es noch nicht. Jedenfalls gehe ich in kurzem fort."

„Kamerad," sagte Emil traurig, „gerade jetzt, wo ich Sie nötig hätte."

„Mich?" Ein leichtes Erröten überflog ihr Gesicht. „Mich? Inwiefern?"

Er erzählte ihr kurz und ohne Kommentar, daß er Frau Brancus Haus verlassen hätte und genötigt sei, sich nach einer neuen Stellung

umzusehen. Sie hörte ihm aufmerksam zu, ohne irgend eine persönliche Bemerkung zu machen. Welche Stellung es wäre, die er hauptsächlich wünschte. Ob er auf eine bestimmte rechnete. Er gestand, wie wenig ehrgeizig er sei, wie ihm alles Derartige gleichgültig wäre, jetzt, nachdem seine Hoffnung auf einen literarischen Erfolg so grausam gescheitert sei.

Plötzlich sagte sie unvermittelt: „Übrigens, Ihr Bruder treibt es ja toll. Die jungen Leute bei mir daheim erzählten sich neulich allerlei Anekdoten. Da der Name Gessenharter fiel, horchte ich auf. Ich wußte bald, daß Ihr Bruder gemeint war; denn man sprach von einem Bildhauer. Er soll die Menge Geldes erwerben, dabei aber wie der schmutzigste Geizhals leben, ja selbst noch Schulden machen. Alles Geld, das er einnimmt, soll er für seine Geliebte zusammenscharren und für sie verwenden. Die Schlüsse, die man über den Charakter dieser Dame zieht, sind nicht schmeichelhaft. Gleichzeitig will einer wissen, daß Ihr Bruder die Vielgenannte und allen Unbekannte aus Eifersucht in einem Bretterverschlag wie eine Gefangene hält und bewacht. Wie verhält sich eigentlich die Sache, oder dürfen Sie nichts ausplaudern?"

Emil gestand, daß er so gut wie nichts, weder von seines Bruders Tun noch von dessen Liebesverhältnis wüßte. Er hätte ihn selten auf-

gesucht. Aber er würde einen Eid darauf leisten können, daß Rasso kein gemeiner Charakter sei und vollends eine Frau nie mißhandeln könne.

Lillith zuckte die Schultern. Jedenfalls gelte er in der Gesellschaft als vollständig „durch". Emil antwortete zerstreut. Wenn Rasso nicht besser als er selbst war, was hinderte Emil, ihn aufzusuchen, sich ihm mitzuteilen? Wenn er Unsummen für ein Weib zusammenscharrte, würde er nicht so viel übrig haben, um den Bruder so lange über Wasser zu halten, bis er einen Verdienst gefunden? Namentlich da Emil ihm doch den größten Teil seines Gehaltes freiwillig überlassen hatte? Jetzt, nach Lilliths Mitteilung fühlte er plötzlich den Mut, zu Rasso zu gehen. Mit mehr Ruhe als vorhin, weil er sich nicht mehr so ganz verlassen erschien, erging er sich mit der kleinen Lillith im Gespräch. Sie sah bei Tag noch unscheinbarer als am Abend aus, doch ihre merkwürdigen grauen Augen von einer seltenen Kraft und Tiefe versöhnten mit ihrem farblosen Teint, dem großen Mund, der kleinen, zu zierlichen Nase. Es lag eine starke Überlegenheit in diesem Mädchen, das trotz seiner Jugend schon scharfe Blicke ins Leben getan zu haben schien. Wie neulich plauderte sie unbefangen mit Emil und versprach, sich für ihn um eine Stellung umzusehen. „Wissen Sie," fügte sie lachend hinzu, „zu meinen Kindern würde ich

Sie nicht als Erzieher nehmen. Ich würde Ihnen auch kein anderes verantwortungsschweres Amt auf die Schultern legen. Mir sind Sie zu unpositiv. Sehen Sie nicht an jedem Ding beide Seiten zugleich und finden durch die gute die Erklärung der schlechten? Oder wir wollen anstatt gut und schlecht schädlich und nutzbringend setzen. Sie möchten wohl einen Heimatboden für Ihren Geist gewinnen, aber er flattert unruhig, ein suchender Nomade, von Vorstellungswelt zu Vorstellungswelt, ohne Lust zu verspüren, sich in dieser oder jener ansässig zu machen. Sie sind gerade wie — ich. Wie viele, wie die meisten. Es fehlt uns zum Genie nur die Ausdauer, alles andere besitzen wir. Kein Talent auf welch immer einem Gebiet mangelt uns, wir sind im Erfassen hurtig, großartig, aber das Ausgestalten oder das Verdauungsvermögen mangelt uns. Wir sind nichts Ganzes und bringen nichts Ganzes zu stande . . . .“

Das war sie, ganz sie, die trotz ihrer Dreikäsehoheit alles von „oben herab“ betrachtete.

Trotz seiner Kümmernisse lächelte Emil zu ihren Worten. „Sie tun gar zu erfahren,“ meinte er. „Vielleicht gibt's doch auch irrige Annahmen in Ihren trübseligen Voraussetzungen.“

Sie schüttelte den Kopf. „Bin ich selbst

nicht der Beweis, wie richtig ich urteile? Das hat mit achtzehn Jahren ausgeblüht."

„Wie? Wie können Sie nur so sprechen! Das ist doch Gott sei Dank nicht der Fall!"

„Nicht? Wenn wir mit anatomischer Genauigkeit vorherbestimmen können, wie unser Körper auf diese oder jene Überraschung in unserm Empfindungsleben reagieren wird, kein Geheimnis mehr in unserer Brust vorgeht, zu dem wir nicht den physiologischen Schlüssel besäßen, was gibt's da noch zu hoffen, zu erwarten für uns?"

„Aber die Wirklichkeit," kam es unsicher von seinen Lippen, „ist sie nicht doch anders für das junge Mädchen als seine noch so richtigen Voraussetzungen? Liegt nicht zwischen dem Geträumten und dem Wirklichen noch der Schauer der Nerven . . . .?"

Sie lächelte geringschätzig und schwieg.

Ihn durchfuhr's plötzlich: Zu wem redest du so? Sie weiß das alles so genau wie du selbst. Sie ist eine — Wissende. Daher ihre Urteilsreife, ihr Scharfblick, ihre — Bitterkeit. Arme, kleine Lillith, welche Hand hat deiner Seele die Binde von den jungen Augen gerissen? War es die der Liebe? Er hatte die Lust verloren, weiter zu plaudern, es schmerzte ihn etwas innerlich. Er reichte ihr unvermittelt die Hand zum Abschied.

„Was haben Sie denn?“ Sie sah ihn verwundert an.

„Nichts,“ murmelte er, „nichts. Leben Sie wohl!“

„Wohin soll ich Ihnen denn Nachricht geben, wenn ich etwas für Sie erfahren sollte?“

„Ich weiß nicht . . . .“

„Nun, dann schreiben Sie mir also, wenn Sie von mir etwas hören wollen.“ Und sie nannte ihm ihre Adresse in der Stadt, in der sie fürs erste Stellung nehmen wollte. Er verbeugte sich dankend und entfernte sich. Er hatte es, in den Staubwolken seiner letzten Erfahrungen wandelnd, gar nicht gemerkt, daß er einen kleinen Funken Lichts in sich trug und barg und hegte. Dieser Lichtfunke war sie gewesen. Trotz der Umgebung, in der er sie wußte — Lengthien genügte, von ihrem Bruder ganz zu schweigen —, hatte er sie für rein und unberührt gehalten. Und er fühlte jetzt plötzlich, wie viel ihm der Gedanke wert war, eine Seele zu kennen, vor der er einen Kranz niederlegen durfte. Nun war auch die für ihn dahin. . . . .

XI.

Den Hut tief in die Stirne gedrückt, einen Gassenhauer pfeifend, klopfte er eine Stunde später bei Rasso an. Wie gewöhnlich mußte er

sein Klopfen einige Male wiederholen, bis die Tür von innen aufflog.

Rasso, sorgfältiger als sonst gekleidet, stand vor ihm.

„Du bist's, willkommen!"

Emil sah verwundert umher.

Die Stellagen waren zum Teil leer, die Damen und Dämchen standen in wilder Unordnung auf dem Boden umher.

„Da sieht's ja sonderbar aus. Was geht denn hier vor?"

„Reinemachen," sagte Rasso lakonisch.

„Ordentlich feierlich schaut's aus, auch dein Gesicht —" Emil trat ganz dicht an ihn heran, „auch dein Gesicht hat einen besondern Ausdruck, was ist bei dir los?"

„Reinemachen," wiederholte Rasso.

Emils Blicke suchten die Tür des zweiten Raumes, in dem sich die „Gefangene" befinden sollte.

„Ist sie da?" fragte er mit gedämpfter Stimme.

Über Rassos Gesicht flog ein Lächeln. „Sie ist wohl da, doch sie hört dich nicht. Ist es so wichtig, was du mir mitteilen willst, oder war die Frage nur Neugierde?"

„Beides." Emil ließ sich auf das abgebürstete Sofa nieder, unter dessen verschwundener Staubschicht der Schimmer einstiger

Farben hervortrat. „Ich bin ein stellenloser Vagabund und komme, dich um Herberge zu bitten.“ Und auf Rassos ungläubiges Gesicht erzählte er ihm ohne Beschönigung seine ganzen Erlebnisse bis jetzt.

Rasso ging, seiner Gewohnheit gemäß, sich in Wolken Zigarrendampfes hüllend, auf und nieder. Zum Schluß blieb er vor Emil stehen und legte die Hand auf seine Schulter. „Unterkunft, Mensch, kann ich dir nicht bieten, meine Räume sind zu beschränkt dazu, besonders jetzt, wo ich großen Kehraus mache. Geld besitze ich nicht, aber vielleicht kann ich dir einen oder den andern Ratschlag geben.“

„Kein Geld hast du?“ Emil runzelte die Stirn. Die Geschichten, die ihm Lillith erzählt, fielen ihm ein. „Haben wirst du sicher Geld, du verdienst doch, und ich selbst hab dir tausend Kronen gegeben. Freilich haben und hergeben sind zweierlei.“

„Ich habe kein Geld,“ wiederholte Rasso mit Nachdruck, „wenn ich hätte, was sollte mich abhalten, dir davon zu geben?“

„Du geizest also wirklich um . . .“

„Still!“ Die Augen des ältern Gessenharter flammten auf. Dann meinte er, sich zum Gleichmut zwingend: „Geh doch zu Lynar. Der Mann hat auch mir in schwierigen Lagen geholfen, hat dir einmal einen Dienst erwiesen

— daß die Sache ein solches Ende fand — daran ist nicht er schuld. Er besitzt viele Verbindungen und ist überdies ein gutherziger Mensch. Und etwas übrig hatte er immer für mich."

Emil saß eine Weile in sich versunken da, dann sagte er trocken: „Gib mir einige Worte an den Herrn mit, ich will's bei ihm versuchen."

„Tue es." Rasso ging nach dem alten Holztisch und warf etliche Zeilen auf eine Karte, die er in einen Umschlag steckte und Emil übergab. Emil wollte eine Bemerkung tun, aber fürchtend, daß sein Wort zu bitter sein könnte, drückte er dem Bruder schweigend die Hand und entfernte sich.

Was war mit Rasso vorgegangen? Sein ganzer Mensch war verändert. Durch die unendliche Müdigkeit, die aus seiner gebrochenen Haltung, seinen schlaffen Zügen sprach, leuchtete es wie ein tiefinneres Glück, wie ein großes Erlebnis, das allein ihn zu beschäftigen schien, so daß er gegen alles andere gleichgültig war. Glich er nicht einem Leidenden, der seiner Leiden Ende herangenaht sieht und fertig mit seinem Lebenswerk ist?

Mit zögernden Schritten ging Emil der Straße entgegen, in der Dr. Lynars Wohnung lag. Er empfand eigentlich wenig Verlangen, den Kampf mit dem Leben aufs neue aufzu-

nehmen. Zurückzukehren in die alten Verhältnisse war aber unmöglich. So gab es, ob er wollte oder nicht, nur ein Vorwärts für ihn. Die Leute, die ihn so versunken hinschreiten sahen, und von seinem anziehenden Kopf gebannt, ihm nachblickten, mochten wohl denken, daß hier ein vornehmer Prinz zu irgend einem Liebesabenteuer hinschritt, das ihn Laternenpfähle und vorübereilende Fußgänger übersehen ließ. Der „Prinz“ überlegte indes: Wo werde ich heute Nacht meinen Kopf hinlegen, wieder in die schlecht gelüfteten Kissen des „Grünen Kranzes“ draußen in der Vorstadt? Vieles, das er in jüngster Zeit erlebt, hatte ihm das Herz zerfleischt und die Seele verwundet. Aber von allen die bitterste Erfahrung war ihm die mit Rasso. So hatte die Fama also einmal nicht gelogen. Rasso war hart, härter als die Steine, die er bearbeitete. Rasso, den Emil von Kindheit an wie einen höhern Menschen verehrt hatte, sein Rasso, den er so oft gegen die Bedenken der Mutter daheim in Schutz genommen hatte! Ein Frösteln durchrieselte ihn. Gleichgültig las er die Nummer des Hauses, in dem er seinen Versuch machen wollte und gleichgültig drückte er auf die Klingel und übergab dem ihm öffnenden Diener das Schreiben. Der Alte ging damit hinein, kam gleich wieder und bat Emil, ihm zu folgen. Emil trat in einen

behaglichen Raum mit vielen Bücherregalen an den dunkel getönten Wänden. Aus dem tiefen Sessel, der vor einem mächtigen mit Papieren überhäuften Schreibtisch stand, richtete sich ein kleines, hageres Männchen auf und streckte ihm die Hand entgegen.

„Willkommen, Herr Gessenharter! Setzen Sie sich. Ihr Bruder —" der Doktor machte ein Gesicht wie eine höhere Tochter, die etwas Unanständiges aussprechen soll — „hat mir schon einmal von Ihnen erzählt. Damals glückte es mir, Sie bei einer bekannten Dame unterzubringen —" ein flüchtiger Blick aus farblosen verschwommenen Augen streifte Emils Gesicht — „die Stellung war jedenfalls nicht von langer Dauer, wie mir Ihr Hiersein beweist." Emil wollte eine Bemerkung tun, aber Lynar fuhr rasch fort: „Das ist ja Ihre Sache. Ich bin weder Richter, um Sie zu verhören, noch Prediger, um Sie zur Beharrlichkeit zu ermahnen. Ich möchte Ihnen helfen, weil mich Ihr Bruder darum ersucht. Habe trotz allem —" er kicherte — „viel für ihn übrig. Vor Jahren habe ich einigemal Gelegenheit gehabt, ihn vom Hungertod zu retten. Hat einen eisernen Schädel, der Mensch! Er wollte mit der Faust in die Sterne fahren, ich sagte ihm damals: „Sachte, mein Freund! Nicht so hoch, nicht so hoch! Gehen Sie zu einem Steinmetz in

die Lehre. Machen Sie betende Engel für Gräber oder kleine mollige Mäderln, die man aufs Kamingesimse stellt. Aber er, nein, er wollte Berge behauen und Felsen umformen, er hatte nicht nur äußerlich, auch innerlich etwas von einem Cyklopen an sich. Hat lang gebraucht, viel Hunger, viel Stürze von oben herab, bis er endlich klein beigab und die Kunst des Mimikry begriff."

„Schon wieder Mimikry," lächelte Emil. „Also von Ihnen stammt das Wort, das er mir immer zuruft."

„Tut er das?" Wieder flog Lynars rascher Blick über Emil hin. „Einen bessern Rat könnte er Ihnen auch nicht geben. Er hat es verstanden, das Mimikry, und wenn er nicht — gar so toll darauf loswirtschaftete, müßte er heute schon im Besitz guter Mittel sein. Aber — na ja. Er bringt der Venus zu viele Opfer. Heutzutage genügen ihr keine weißen Tauben mehr . . ."

Emil runzelte die Stirn. „Ich habe den Eindruck, als sei er sparsam bis zum Geiz."

„Sich selbst gegenüber, ja, der gute Narr! weil eben — die Andere ihn zu viel kostet. Er ist ganz „durch", wissen Sie, kann ihn kaum in meine Familie einladen, böser Ruf, aber — was ich sagen will — mir, mir ist er immer gleich lieb und wert. Verstehe auch Naturen,

die anders geartet sind als ich selbst bin, zu schätzen. Doch wir kommen vom hundertsten ins tausendste. Was kann ich für Sie tun, Herr Gessenharter? Reden Sie."

Emil errötete leicht. „Ich habe keine Stellung, Herr Doktor, keine Mittel, keine Aussichten. Vielleicht wissen Sie irgend einen Posten für mich."

„Haben Sie nicht jüngsthin ein Buch geschrieben, wie hieß es doch?"

„Morgengänge. Es waren Gedichte."

„Ein gräßlicher Titel, haben Sie es hier?"

„Nein."

„Nicht? Unpraktisch. Haben Sie etwas anderes hier, irgend welche Papiere, Zeugnisse, ähnliches?"

„Nein."

„Na, Sie verstehen mir auch das Leben gut! Ein Stellung suchender Mensch muß doch in irgend einer Art sich ausweisen können. Na ja, mir gegenüber tut es weniger, denn durch Ihren Bruder kenne ich ja Ihre Lebensumstände. Dicht vor dem Maturitätsexamen abzubrechen. Der Unsinn! Na, sagen Sie, als was möchten Sie denn eigentlich figurieren?"

„Ach, Herr Doktor, fragen Sie nicht. Eine Stellung, die viel Überlegenheit und Konzentration braucht, könnte ich augenblicklich nicht ausfüllen. Es handelt sich hauptsächlich um eine rasche Aushülfe."

Lynar hatte mit steigender Teilnahme in Emils Gesicht geblickt. Eine noch kaum überstandene Schicksalskrise sprach aus dessen Blässe, aus den bittern Linien um Mund und Nase.

„Wie wäre es —" ein Gedanke durchfuhr den Doktor — „ich werde später Ihretwegen bei einem Bekannten antelephonieren, natürlich wählerisch dürfen Sie nicht sein. Sie müssen eben alles nehmen, was kommt."

Emil nickte. „Vielleicht finde ich mich später wieder zurecht," seine Stimme klang gepreßt, „vielleicht war's ein leichtsinniger Streich, der Großstadt und ihren Anforderungen unkundig, einfach hierher zu kommen. Ich hoffte so viel von meinem Bruder."

Doktor Lynar drückte sich tiefer in seinen Sessel. „Na ja, da Sie nun aber hier sind, allerdings, Sie dürfen nicht gleich auf und davon gehen, wenn Ihnen etwas nicht taugt. Mimikry, anpassen, anpassen."

„Sie spielen dabei auf meine letzte Stellung an. Es waren eigenartige Gründe, über die man nicht gut sprechen kann, die mich von dort wegtrieben. Übrigens bin ich Ihnen trotzdem sehr dankbar, daß Sie mir damals, als ich fast ebenso ratlos wie heute . . ."

„Vielleicht schlägt das besser aus, was ich heute für Sie versuchen will," unterbrach ihn

Lynar mit flüchtigem Lächeln um die dünnen Lippen, „da ist keine Frau im Hause. Na Gott, lassen Sie doch, ich bin kein Jüngling mehr, kann mir Verschiedenes denken. Aber vielleicht liegt die Schuld auch zum Teil an Ihnen. Muß man nicht manchmal ein Gericht verzehren, das einen weniger zum Essen lockt? Sich in Dinge hineinfinden, die einen zuerst abstoßen? Erst wenn man diese Fähigkeit des Anpassens erlernt hat und dadurch sozusagen überall und in allem daheim ist, erst dann wird man glücklich. Sehen Sie mich an —" das kleine Männchen verließ seinen Sessel und begann lebhaft gestikulierend auf und nieder zu gehen, „sehen Sie mich an. Ich wollte mich der Bühnenschriftstellerei widmen, ich sah die Tragik des geäfften Menschengeschlechtes in seinem Hoffen und Enttäuschtwerden in Gestalten verkörpert, ich verstand es, diesen Gestalten Leben und Ausdruck zu geben, so daß alle, die meine Arbeiten lasen, mir eine Zukunft voll künstlerischer Erfolge prophezeiten, und was ist aus mir geworden? Der Herausgeber eines Modenblattes für höhere Töchter, heute befasse ich mich mit Kleiderschnitten und schreibe über die neuesten Kanten der Taschentücher, und ich sage Ihnen, ich bin glücklich dabei. Glücklich, ja, denn sehen Sie, ich habe mich der Notwendigkeit gefügt. Meine Notwendigkeit gebot

mir nämlich: Geld, Geld, und wieder Geld zu verdienen. Ich konnte nicht warten, bis meine so glücklich begonnenen literarischen Versuche die natürliche Reifezeit durchmachten, bis sie mir das Einkommen brachten, dessen ich bedurfte, um ein geliebtes Mädchen heimzuführen. Ich habe den Dichter in mir erwürgt, er wollte freilich lang nicht sterben, ich — ich sag Ihnen, es war grauslich. Bei Nacht und am hellen Mittag hat's mich gepackt, mitten im trockenen Zeilenausrechnen, mitten im Bericht über die letzten Hutformen . . . Plötzlich kamen mir Verszeilen auf die Lippen, und ich fühlte meine Augen feucht werden. Da ließ ich die Wiege meines Töchterleins neben meinem Schreibtisch aufstellen, und sein Stammeln und Weinen und Plaudern hat das andere in mir endlich zum Schweigen gebracht. Mimikry! . . . Nur der Notwendigkeit sich anpassen. Nur nicht zu hoch hinauswollen. Jetzt kommen mir keine Verszeilen mehr auf die Lippen, und meine Augen werden nur feucht, wenn meine Frau mir Meerrettich vorsetzt. Sehen Sie, so muß man's machen. Nun aber wollen wir gleich mal den Rechtsanwalt Schlipper antelephonieren." Er trat ans Telephon und erkundigte sich, ob Rechtsanwalt Schlipper zu sprechen sei. Nicht?

„Nun dann," er wandte sich zu Emil, „dann treten Sie wohl morgen wieder bei mir ein,

nicht wahr? Ich werde Ihnen das Ergebnis meiner Unterredung mit Schlipper mitteilen. Nur: Mimikry, Sie verstehen! Nehmen Sie alles an, was sich Ihnen bietet, und fügen Sie sich. Sie sehen," er deutete auf eine Tür, die wohl nach den Privatgemächern der Familie führen mochte, „nur praktische Leute, die ihre ehrgeizigen Wünsche unterdrücken, erringen das Glück." Bei seiner Bewegung nach der Tür hin zuckte Emil zusammen und ein Ausruf der Bestürzung entrang sich ihm. Er faßte des Doktors Hände. Diese kleinen, halbvertrockneten Hände mit tausend Linien und Runzeln, gleich vernarbten Wunden bedeckt, leicht wie welke Blätter, die ihr Leben, ihre Kraft, ihr Mark längst verloren haben und gleichsam nur noch vegetierten, verrieten die Lebenslüge dieses Mannes. „Und Sie sprechen vom Glück Ihres Mimikry!" Emils leicht erregbare Nerven vibrierten. „Nein, Sie hat Ihr Mimikry nicht glücklich gemacht, das verraten diese stummen Ankläger hier." Er wollte Lynars Hände an die Lippen ziehen, doch der Doktor stieß ihn zurück.

„Sie sind wohl verrückt geworden, alle Wetter, solche Komödien lassen Sie." Lynars Gesicht hatte sich mit leichter Röte bedeckt. „Übrigens . . wir sind ja fertig, erkundigen Sie sich also morgen, Sie sonderbarer Herr! Sag

ich's nicht, alle Künstler, besonders die Dichter, sind Narren, gefährliche; guten Tag, ach was, entschuldigen Sie sich nicht, Quatsch."

Er machte eine entlassende Kopfbewegung, warf sich in seinen Sessel am Schreibtisch und versenkte sich in die vor ihm liegenden Papiere.

Emil, im Innersten bewegt, müde, frierend, von allen möglichen Widersprüchen zerrissen, durchwanderte die halbe Stadt. Halbtot vor Erschöpfung langte er in seinem Gasthof an, warf sich unausgekleidet aufs Bett und versank in tiefen, bleiernen Schlaf, aus dem er erst gegen Morgen erwachte. Um die angegebene Stunde begab er sich wieder zu dem wunderlichen Mann, der ihn augenblicklich mehr als alles andere beschäftigte.

Lynar empfing ihn hastig und nicht so liebenswürdig wie gestern. „Hab viel zu tun und wenig Zeit. Schlipper erwartet Sie, gehen Sie sofort zu ihm. Reden Sie vernünftig mit ihm und lassen Sie sich's gut gehen." Er nannte noch schnell des Rechtsanwalts Adresse und verabschiedete Emil. Er hatte ihm nicht einmal einen Stuhl angeboten. Emil ahnte, daß seine impulsive, naive Art ihm hier einen dummen Streich gespielt hatte. Wer würde sich auch gern so erraten sehen und noch dazu von einem Fremden? Emil schalt sich einen unverbesserlichen Narren, faßte allerlei Vorsätze

und suchte Dr. Schlipper auf. Der Rechtsanwalt selbst war nicht zu sprechen, kümmerte sich, wie es schien, auch um die ganze Angelegenheit wenig, die er seinem Bureauvorsteher übergeben hatte. Dieser, ein älterer, mürrischer Herr, sagte Emil, daß der Herr Doktor einen Schreiber brauche, da der ihre einer schweren Lungenentzündung wegen das Spital habe aufsuchen müssen.

Er zeigte Emil das dunkle Stübchen, dessen Fenster in einen Lichthof hinausging. Ein Aktenschrank, ein Kleiderständer, Tisch und Stuhl bildeten die ganze Einrichtung. Die Arbeitsstunden dauerten von acht bis zwölf und von zwei bis sechs Uhr. Emil erklärte sich bereit, die Stelle des erkrankten Schreibers einzunehmen. Gehalt gab es monatlich sechzig Kronen. „Dann seien Sie also pünktlich," fügte der Bureauvorsteher hinzu, „es hat sich viel Arbeitsmaterial angesammelt. Sie können gleich morgen kommen?"

Emil warf noch einen Blick zwischen diese kahlen, weißgetünchten vier Wände, die fortan seine Zukunft einschließen würden, und begab sich in gedrückter Stimmung hinab.

Er wußte eigentlich selbst nicht, wie's kam, plötzlich schritt er der Landhausstraße entgegen.

Wenn Lillith noch hier ist, dachte er bei sich,

dann muß sie bald herabkommen, denn es fehlt nicht viel auf ein Uhr. Er hatte nicht vergessen, wie wunderlich er neulich von ihr geschieden war, er spürte noch das Weh nachzittern. Aber der Wunsch, einem Menschen sein Herz auszuschütten, überwog alles. Da kam sie aus dem Torbogen gegangen, langsam, gleichgültig, die grauen Augen ins Weite gerichtet.

„Guten Tag, Fräulein Kleinmeier," er trat ihr entgegen. Sie schrak leicht zusammen und blickte ihn verwundert an. „Sie! Nach dem Abschied von neulich! Das hätte ich nicht gedacht."

„Ich auch nicht," versetzte er lakonisch, „aber wissen Sie, ein gutes Herz haben Sie trotzdem. Das weiß ich von Ihnen."

„Trotzdem?" Sie schüttelte den Kopf. „Was meinen Sie wieder damit?"

„Ach, lassen wir's." Seine Brauen zogen sich zusammen. „Denken Sie, ich habe die Stellung eines Schreibers bei Dr. Schlipper erhalten. Ein öderes Loch können Sie sich nicht vorstellen, als die Stube, in der ich fortan Akten abschreiben soll."

„Und wie viel Gehalt bekommen Sie?" fragte sie rasch.

„Sechzig Kronen monatlich." Er lachte.

„Nun, seien Sie nicht undankbar," meinte

sie neben ihm hinschreitend, „etwas ist's doch, ein Anfang wenigstens."

„Aber ein schrecklicher. Ich weiß nicht, ob ich es über mich gewinnen werde . . ."

„Sie scheinen sich mit großartigen Erwartungen getragen zu haben. Es gibt Leute, die haben mit 30 Cent täglicher Einnahmen begonnen und es im Lauf der Zeit doch noch zu etwas gebracht."

„Die hatten gewiß irgend ein Ziel, für das sie arbeiteten."

„Haben Sie keins?"

„Nein!"

„Nun, dann suchen Sie sich doch eins. Sie sind ja ein schrecklicher Waisenknabe! Ich glaube, Sie haben eine Mutter ohne Humor gehabt. Das ist auf Sie übergegangen. Wenn Sie schon sonst nichts heiter zu stimmen vermag, betrachten Sie sich selbst . . ."

„Allerdings, doch das ist Galgenhumor."

Sie zuckte die Schultern. Sie schien in freierer Stimmung als neulich zu sein. Oder machte das nur die Opposition in ihr?

„Nein, wirklich, freuen Sie sich über die Schreiberstelle, und sehen Sie sich langsam nach etwas Vernünftigerm um."

„Vernünftigerm?" sagte er nachdenklich.

Sie lachte hell auf. War es über seinen etwas tragischen Ton, oder über die beiden

Hunde, die sich ihnen in den Weg stellten, um sich gegenseitig zu beschnuppern.

„Wissen Sie, was das in der Hundesprache bedeutet? Wie denken Sie über Schiller und Goethe, bedeutet es."

„Fräulein Kleinmeier, so übermütig habe ich Sie nie gesehen."

„Ich muß es doch wohl sein, wenn Sie den Kopf hängen lassen. Zwei dürfen nicht das Gleiche tun."

„Welch vortrefflicher Kamerad könnten Sie sein!" Er blickte sie herzlich an.

„Bin ich es nicht?"

„Sie gehen doch fort."

„Das muß Sie freuen, wenn Ihnen irgend etwas an der Entwicklung Ihrer Nebenmenschinnen liegt. Jede, auch gutsituierte Frau müßte, sobald sie erwachsen ist, für einige Zeit ihre Familie verlassen, um zu versuchen, ob sie auf eignen Füßen stehen kann, das heißt, ob sie imstande ist, sich selbständig zu ernähren."

„Und wenn sie es nicht kann?"

„Dann mag sie von ihrem Erbe zehren, entweder vom Geld ihres Vaters oder vom Kapital ihrer Mutter: der Schönheit, die sie von ihr empfing."

„Fräulein Kleinmeier, wenn Sie doch wenigstens nicht so sprechen wollten, mir ist's wie

ein physischer Schmerz, wenn ich Sie so reden höre."

Sie senkte den Kopf. „Kann ich dafür, wenn ich über alle Dinge so wenig illusorisch zu denken gelehrt worden bin? Mein Bruder und Vetter, meine Freundinnen, meine Lehrer, alle verschmähen es, durch die Blume zu reden, und denken nüchtern und wahr über das Leben."

„Es ist ja auch gut so," sagte er, „ganz gut unter Kameraden, nur wenn eine . . . einen Liebsten gewinnen wollte, da müßte sie anders, ganz anders sprechen, denn das Allzuaufrichtige, Allzuklare am Weib nimmt ihm jeden Reiz in den Augen des Mannes . . ." Ein dunkles, schleppendes Frauengewand, das so behutsam das Weibrätsel zu verhüllen verstand, das sein Faltenwurf umschmiegte, tauchte vor ihm auf.

„Reiz," rief Lillith heftig, „wer von uns jungen Frauen will denn noch durch Reiz wirken? Das überlassen wir fünfzigjährigen Koketten."

„Ich weiß schon," beruhigte Emil sie, „ich verstehe. Als Kamerad freue ich mich riesig über Sie, als Mann stoßen Sie mich ab . . ."

„Ist denn die Kameradin nicht etwas ungleich Wertvolleres als die lockende, launenhafte Geliebte?"

„Ja gewiß, ohne Zweifel. Nur treibt sie den Mann der Vielweiberei zu,“ meinte er achselzuckend. „Die Frau, die Sie schildern, kann ihn nicht ausfüllen, aber die männlich-kluge, kühle Kameradin auch nicht. Er wird in Versuchung geführt . . .“

„Zwei zu nehmen,“ rief Lillith, „bravo, so sagen sie alle und nehmen sich ein Dutzend. Wozu braucht die Frau Reize, wenn sie die Rolle der Odaliske nicht mehr spielen will, wozu Rosen und Geheimnisse, wenn sie mehr als das „Weibchen“ sein will?“

„Weil es so schön ist,“ rief Emil mit der Inbrunst seiner achtzehn Jahre, „und wenn es dumm ist, nun, meinetwegen. Was habt ihr davon, den besten Fall angenommen, den Rang eines mittelmäßigen Mannes zu erkämpfen. Den zum Gefährten zu haben, hat für uns nichts Verlockendes. Ist's nicht gerade das Gegensätzliche, das uns am Weibe anzieht? Aber lassen wir alles andere.“ Er sah sie innig an. „Mit Ihnen auf einer Planke im tosenden Meer, mit Ihnen inmitten der Schrecknisse einer Wüste, im Kampf, im Sturm mit Ihnen, die nichts zu verlieren fürchtet und Gefahren nicht scheut, das müßte herrlich sein.“

„Sie halten mich also für eine tapfere Gesellin, mehr Anerkennung wünsche ich mir nicht. Das Kraftbewußtsein als das Schönste zu be-

trachten, habe ich beim Anblick der Schwäche gelernt."

Und doch waren Sie selbst einmal schwach wie die schwächste." Sein schmerzhaftes Mißtrauen war wieder erwacht. Er erwartete irgend eine Antwort, welche, wußte er selbst nicht.

Sie schwieg. Erriet sie seinen Gedankengang? Einige Augenblicke sah sie nachdenklich vor sich hin, dann richtete sie sich plötzlich auf und reichte ihm die Hand.

„Leben Sie wohl." Das leichte Beben ihrer Stimme verriet den schmerzhaften Vorgang in ihrem Innern. „Und wenn das Leben Ihnen einmal besondere Bitternisse in den Weg wirft, dann — ich wiederhole meine Worte von neulich, erinnern Sie sich des Kameraden."

Bevor er eine Antwort gefunden, hatte sie sich von seiner Seite entfernt. Eine Reihe widerspruchsvoller Gefühle erwachte in ihm. Aber eins stieg klarer und deutlicher, als die übrigen, in ihm auf: Sie war ihm etwas und nun ging sie von ihm, bevor er entdeckt hatte, was sie ihm war . . .

Trostlose Leere in der Brust, trieb er sich die übrigen Stunden des Tages in den weiter draußen gelegenen Stadtvierteln herum. Hier war er sicher, keinen Bekannten zu treffen.

Ärmlich gekleidete Frauen, blasse Kinder mit unheimlich klugen Gesichtern und hohlen

Wangen begegneten ihm. Aus den kleinen Fenstern drang modrige Stickluft. O, Großstadtelend, um wie viel elender bist du doch, als die Armut auf dem Lande, wo die Natur ihre Weinlaub- und Rosenguirlanden über die Ritzen und Sprünge der kleinen Hütten spinnt! Und plötzlich fiel Emil ein, daß er sich ja um ein Stübchen umsehen müsse, denn im Gasthof konnte er nicht länger bleiben. Mit sechzig Kronen Einkommen mußte er eine billigere Kammer zu finden trachten. Er strich lange suchend umher, dann fand er das Gewünschte. Es war ein Hinterstübchen, ein Handwerker vermietete es, und seine Frau, ein junges, hochschwangeres Weib, erbot sich, Emil mittags auch einen Teller Suppe und Gemüse gegen geringes Entgelt aus ihrer Küche zu überlassen. Einige Kinder, schmutzig und verwildert, kamen herbeigeeilt und starrten den neuen Mieter an.

Das also würde seine Zukunft sein! Und doch!

Mußte er nicht froh sein, daß es noch so gekommen war? Wenn die gutmütige Frau nicht einverstanden gewesen wäre, gegen Nachzahlung ihm das Essen zu verabfolgen, hätte er nicht verhungern müssen? Seine sechzig Kronen Gehalt würde er wohl erst nach Ablauf des Monats erhalten.

Da er die Stube im Gasthof vorher bezahlt hatte, blieb er gleich hier. Er log seiner Wirtin

eine Geschichte vor, daß sich die Ankunft seines Gepäcks verspäten würde und so weiter. Nicht um die Welt hätte er Frau Brancu um seine Sachen bitten mögen. Hatte er sich doch vorgenommen, jeden Gedanken an sie zu ersticken, denn verursachte ihm nicht jeder Gedanke an sie quälende Vorwürfe, Beschämung, herznagendes Leid?

Hier brauchte er sich seiner Dürftigkeit nicht zu schämen. In dieser Familie herrschte eine Armut, die er früher für kaum möglich gehalten hätte.

Die Frau gebar jedes Jahr ein Kind.

Mit fünfundzwanzig Jahren hatte sie deren schon sechs und alle lebten, eins verkümmerter als das andere. Ihr, dachte Emil, die ihr Konzertsäle und Bibliotheken, Theater und Bäder für das Volk baut und mit Phrasen wie „Hebung seines Wohlstandes" um euch werft, weshalb lehrt ihr ihm nicht vor allem, der Ursache seines Elends, der unseliges schaffenden Fruchtbarkeit zu begegnen? Schützt es vor dem Überfluß an skrofulösen, zukunftslosen Kindern, damit hebt ihr seinen Wohlstand am sichersten. Aber freilich, ihr braucht Soldaten und Prostituierte, edle Menschenfreunde! Laßt diese Frauen weiter in ihrer Hilflosigkeit, ihrem Elend, in dem Unrecht: Kinder zu gebären, für die sie kein Brot und keinen Platz an ihrem dürftigen Herd haben . . .

Emil schlief in einem Bett, gegen das jenes im Gasthof ein fürstliches Lager war, eingewiegt vom Weinen und Zanken der Kinder, die sich nicht satt gegessen hatten.

XII.

Am andern Tag trat er seinen Posten an.

Herr Lüdicke, der Bureauvorsteher, legte mürrisch einen Stoß Akten vor ihn hin, bemerkte ihm einiges und ermahnte ihn, sich tüchtig an die Arbeit zu halten, sonst müßte man noch eine Stunde des Abends einschieben. Dann warf er die Tür der kleinen Stube ins Schloß, und Emil war allein. Er ließ sich auf dem Holzstuhl am Tisch nieder, an dem sein lungenkranker Vorgänger, bevor er ins Spital gekommen war, so manche qualvolle, hoffnungslose Stunde verbracht haben mochte. Das öde, jedes Denken ertötende Abschreiben machte Emil müder, als es die anstrengendste Geistesarbeit getan haben würde.

Um die Mittagsstunde ging er in seine Vorstadt hinaus, schlang das dürftige Essen hinab und eilte wieder fort, um rechtzeitig ins Bureau zu kommen. Nachmittags öffnete sich ein Spalt der Türe, und ein dunkler, bebrillter Männerkopf sah flüchtig herein. „Ah, da sind Sie ja! Schön, daß es Ihnen gefällt. Dr. Lynar

hat Sie uns warm empfohlen. Na, lassen Sie sich's gut gehen, und seien Sie fleißig, es gibt kräftig zu tun.“ Der Herr Rechtsanwalt schloß wieder die Tür, und Emil schrieb mechanisch weiter. Abends ging er mit einem Gefühl des Grauens in seine Wohnung zurück.

Der zweite Tag glich dem ersten. Herr Lüdicke trat ab und zu herein und warf einen Stoß Papiere vor ihn hin, indem er ihm lakonische Anweisungen machte.

Mittags, am Heimweg, erlebte Emil eine kleine Episode, die ihm Tränen in die Augen trieb. Ein Blumenmädchen auf der Straße bot ihm aus seinem Korbe Veilchen an. „Ich habe kein Geld,“ sagte er kurz. Sie sah ihn an. „Dann nehmen Sie's ohne Geld.“ Er fühlte das Sträußchen in seine Hand gedrückt. Daheim starrten die Kinder es bewundernd an. Er schenkte es ihrer Mutter.

Und wieder zurück in die kahle Bureaustube. Wenn nur wenigstens ein Stück Himmel hereingeblaut hätte! Aber oben, wo in andern Höfen das Firmament zu sehen war, erblickte man hier ein fahles Glasdach, das sich über den engen Hof wölbte. O weshalb besitzt mancher so viel Sehnsucht nach Licht und Sonne, nach Freiheit, nach Glanz? Wozu dem Körper die Edelform, wenn er dazu bestimmt ist, zwischen kahlen Wänden zu verkümmern?

Wozu die Jugendblüte, wenn die dunkle Monotonie des Elends ihr zum Gefängnis wird?

Emil biß die Zähne zusammen und arbeitete mit fiebernden Händen weiter in seinem düstern Verließ. Er kam früher und ging später fort als der frühere Schreiber. Was hatte er denn auch zu versäumen? Das Elend hier war mindestens ruhiger als das Elend daheim. Wenn er so stunden- und tagelang auf dem Holzstuhl zubrachte, Dinge schreibend, deren Sinn ihm fast fremd war, und die Buchstaben vor seinen Augen zu tanzen begannen, und die schlechte Kost sich in einem quälenden Frostgefühl äußerte, dann kicherte etwas in ihm. Ja, weshalb arbeitest du denn eigentlich hier? Wozu? Für wen, welchem Ziel entgegen? Wenn er wenigstens diesen dummen Fragen ein Gefühl des Stolzes entgegenzusetzen gehabt hätte! Des Stolzes, den ein braver Mann empfindet, der seine Pflicht erfüllt. Aber er mit seiner Skepsis! War er wirklich ein braver Mann, weil er anstatt zu betteln tote Buchstaben niederschrieb? Wer hatte einen Nutzen davon? Er? Die Gesellschaft? Der Staat? Er konnte sich hier grau und alt arbeiten, niemand würde ihm danken, niemand sein Ausharren als etwas Gutes bezeichnen. An den Lohn in einer andern Welt hatte man ihn nicht glauben gelehrt. So kämpfte er mit sich, unsicher dahertreibend auf dem weiten Meer des

Zweifels und Widerspruchs. Ab und zu fühlte er brennenden Durst seine Glieder durchschauern. Wußte er wonach? Er wollte es nicht wissen. Er wollte ein braver Mann bleiben. Wacker aushalten. Nicht an Vergangenes denken. Aber da kam das Kichern über ihn. Fast hörbar vernahm er es, und es war ihm, als sagte einer: Glaubst du wirklich, dem All einen Dienst zu erweisen, frecher Narr, wenn du vor Standhaftigkeit selbst verkommst! Du Nichts, Staubklümpchen, Atom! Kümmert sich etwa auch nur ein hochgestellter Mensch um dich, geschweige denn ein übermenschliches Wesen, das es ja gar nicht gibt? Lächerliche Fratze, spiegle dich in deinem törichten Stolz, verkomme in deiner Dummheit. Und es schauerte über seinen Rücken hin und krümmte seine Finger und ließ seinen Lippen Seufzer entströmen. Und es machte seinen Atem stocken und verfinsterte das Licht seiner Augen. Wie hungernde Ameisen lief und rannte und fraß es in seinem Blut. Und da schleuderte er die Feder in die Ecke und hob sie wieder auf, aber nicht mehr um die großen toten Bogen auszufüllen. Er schrieb auf ein kleines Zettelchen:

Frau Luna, mich friert nach dir. Schreibe mir hauptpostlagernd, wo ich dich finde.

Und dann eilte er wie ein Toller mitten am Vormittag weg und schenkte dem Rechtsanwalt die paar Kronen, die er hätte von ihm

erhalten können. Und die matten, kraftlosen Locken sträubten sich wieder über seiner Stirn, und seine Augen erhielten den Glanz derer, die trinken wollen, trinken wollen um jeden Preis. . . . .

XIII.

Am andern Morgen wurde ihm am Schalter ein Brief eingehändigt. Er erbrach ihn mit bebenden Händen und las: Emil, mein törichter Geselle! Wenn ich nicht vorausgesetzt hätte, daß du nach mir frieren und zu mir zurückkehren würdest, hätte ich dich damals nicht fortgelassen. Läßt man sich von den Launen eines Kindes so beeinflussen? Wer war eigentlich die Hauptperson für dich? Wen hast du geopfert und — wofür? Doch höre. Lucien ist genesen und hat sich zu deinem Nachfolger — rate wen? erkoren. Lizzie, Lizzie, die Denunziantin, die dich so liebte. Vielleicht liebt er sie deshalb. Doch ich will nicht boshaft sein. — Lizzie war schon früher seine Geliebte; sie ist ein universelles Mädchen. Als ich sie damals hinauswerfen wollte, machte mir Lucien eine Szene, so ließ ich sie bei uns. Du kennst ihre Diskretion, die sittsam gesenkten Augen, die trotzdem alles besser sehen als die unsern. Die Verhältnisse in meinem Hause sind widrige, ich habe deshalb folgenden Plan gefaßt. Ich begebe mich einige

Zeit auf Reisen. Lucien, der noch immer mit mir auf Kriegsfuß steht, geht indessen zu Slabys, den Verwandten. Lizzie wird ihm eventuell zu seiner Bedienung mitgegeben. So ist uns allen geholfen. Wohin ich reise? Ich denke an ein stilles Tal zwischen der Brenner Gebirgskette. Dort kommen in der jetzigen Jahreszeit wenig oder gar keine Fremden hin. Die Landleute gewinnt man sich durch ein paar Geldstücke und besitzt dann ein tüchtiges Bollwerk an ihnen. Was meintest du dazu, wenn ich dich einlüde, mit mir dahin zu gehen? Wenn ich dir sagte: Emil, mein scheuer Tauber, ich will uns zwischen Gletschern, Eisabhängen und Schneefeldern ein Nest herrichten, so warm und behaglich, daß du wünschen wirst, nie mehr seinen weichen Schoß verlassen zu müssen. O Emil, wird das schön werden! Der seidige Teppich aus meinem Zimmer soll dir die Bauerndielen verhüllen, und linde Sammetstoffe mögen von den Wänden herabrieseln, ein stummer, schmeichelnder Wasserfall. Deine Sachen will ich dir auch mitnehmen, den Ring mit der Gemme der Kleopatra und die Nadel, die das geheime Liebeswort eingraviert trägt, mit dem die Frauen am Tag der Venus ihre Freunde im Tempel empfingen. Auch den Novalis will ich mitnehmen, zwischen dessen Blättern deine Sparkasse war, gutes Kind. Darüber hab ich fast geweint, sie

hat mich ganz weich gemacht, diese Sparbüchse. Emil, mein Tauber, scheuer, frecher, ich erwarte dich in acht Tagen in St. Jodok, der Bahnstation. Von dort aus wird uns ein Maultiergespann in unser Versteck hinaufführen. Die einliegenden Geldscheine sind deiner Sparbüchse entnommen. Ich freue mich auf dich, mein frierendes Kind. Erfriere mir nicht, bevor du bei mir bist. Daß du dann nicht frierst, dafür werde ich sorgen. Tauber, scheuer, frecher . . . .

Er taumelte aus der Posthalle hinaus, in der er das Schreiben gelesen hatte. Er ging in einen Delikatessenladen und belud sich mit guten Sachen, die er seinen Wirtsleuten heimbrachte. Er fühlte seine Augen feucht werden bei den glücklichen Gesichtern der Kinder. Und er gedachte mit brennendem Sehnsuchtsweh eines andern Kindes, das ebenfalls gehungert hatte. . . . . Ach, nur nicht denken, nicht denken! Auch nicht an — Lillith und nicht an den, der ihm mitleidslos die Tür verschlossen, und den er doch liebte, unvermindert liebte. Nicht denken. Bald würde sie ja seine Gedanken ersticken mit ihren Umarmungen, ihrer hingebenden Zärtlichkeit, würde ihn alles vergessen machen, die Welt und sich selbst.

XIV.

Es war ein kleines Häuschen, das der Besitzer im Sommer an Fremde vermietete, und das jetzt zur Spätherbstzeit leergestanden hatte. Zu den Fenstern sahen die strengen Profile der nahen Eisberge herein. Frau Luna belästigten diese weißen unerbittlichen Köpfe, sie zog rote Seide vor die Scheiben. Über die Dielen spannte sie ihre verschwiegenen Teppiche, dann bestellte sie einige Körbe Rosen aus Florenz, Nelken aus Bozen und Wein von dem goldenen, dickflüssigen, der auf dem Boden um Nemi gedeiht. Und als alles so weit war, war sie, in ihre Pelze gehüllt, unter denen sie ein weißes Flanellkleid trug, das reich mit Silberfuchs verbrämt war, nach der kleinen Station hinabgefahren — um Emil abzuholen.

Die schrecklich öde Zeit der letzten Wochen mit ihren Entbehrungen, der herben Erfahrung, dem deutlich gewordenen Bewußtsein seiner inneren Haltlosigkeit lag Emil noch schwer im Blut. Als er die am Bahnhof seiner harrend erblickte, die für ihn mit all den Genüssen der Bequemlichkeit, des Reichtums identisch war, fiel er ihr mit aufrichtiger Inbrunst um den Hals. Es lag vielleicht mehr Dankbarkeit als Zärtlichkeit in diesem Gefühlsausbruch. Die Logik der Vierzigjährigen verhehlte sich dies

nicht. Sie wußte genau, daß ein junges, verliebtes Mädchen ohne jegliche Berechnung, ohne an Frisur oder Toilette zu denken, ihm entgegen an die Station gestürmt wäre, ihm das dürftige Bauernstübchen nicht in ein raffiniertes, auf alle Sinne wirkendes Liebesgemach verwandelt hätte. Daß er vielleicht stundenlang hätte hungern und frieren müssen, bis es der Verliebten eingefallen wäre, daß man von Küssen allein nicht satt wird. Aber sie rechnete richtig mit der verweichlichten Natur des jungen Ästheten. Eine herbe, elementare Leidenschaft wäre zu stark für diese auf ruhige Töne gestimmte Natur gewesen. Menschen seiner Art verstanden sich schlecht mit frischen jungen Mädchen, die ebenso egoistisch als sie selbst waren.

Während des mühsamen Hinauffahrens in dem harten Bauernwägelchen sprachen sie nicht miteinander. Erst als sie die Tür des kleinen Häuschens aufschloß und er aus der rauhen Schneeluft der herben Gegend in die rote Dämmerung trat, aus der ein künstlerisch geschmückter Tisch, beladen mit allen erdenklichen Leckerbissen, ihm entgegensah, erst da sank er vor ihr aufs Knie und küßte die weichen Schmeichelhände.

Und als sie ihn später durch die andern Stuben führte, in denen laue Rosenluft herrschte und schwelgerische Kissen und Felle zum Ruhen

einluden, da rief er entzückt: „Du bist anbetungswürdig! Du bist eine Hexe, eine Zauberin, eine Fee! Was hast du aus dieser Hütte gemacht?“

„Nichts weiter, nur ein behagliches Nestchen, in dem ich meinen scheuen Vogel zähmen will.“ Seine Blicke glitten verwirrt an ihr herab. Sie sah in dem weißen Kleide viel voller aus, als in ihrem dunklen Kreppkleid daheim.

Du möchtest wohl, daß ich schlanke Hüften hätte, und mein Leib einem Weizenhaufen glich, dachte sie, seine Blicke auffangend. Sie veranlaßte ihn rasch, seine Kleider zu wechseln, dann setzten sie sich an den Tisch mit den dunkelroten Nelken und dem schweren Wein.

Sie füllte und kredenzte ihm das kristallene Glas. „Du mußt trinken. Du siehst aus, als ob du wirklich gefroren hättest. Du gehörst zu den Menschen, die nie frieren dürfen, hörst du?“ Ihre Hand strich liebkosend über sein Haar. „Es gibt solche Menschen.“

„Ich werde immer ohne dich frieren, Frau Luna.“

„Das geschieht dir recht. Man macht keine so törichten Streiche.“

„Sei ruhig,“ sagte er heftig, ergriff das Glas und leerte es rasch.

Sie zündete einige Wachskerzen an und stellte rotseidene Schirmchen davor.

„Iß von diesem Rebhuhn, ich habe viele Konserven mitgebracht, denn hier oben müssen wir uns fast ausschließlich von ihnen ernähren. Bevor sie zu Ende sind, bestelle ich neue."

„Sind wir allein im Hause?" fragte er, die niedere Decke betrachtend.

„Ganz allein. Der Bauer, dem das Häuschen gehört, wohnt hier drüben." Sie erhob sich und schob den Vorhang zur Seite. Das grobgefügte Dach eines Bauernhauses sah über die Dorfstraße herüber. Hinter ihm stiegen Hügel und Berge empor, das Mittelgebirge, das sie von den Schneeriesen trennte, die sich drohend bleich emportürmten.

„Da draußen und hier!" murmelte Emil träumerisch, „welcher Gegensatz! Sieht der Bauer dich nicht für eine Hexe an?"

Ihre sanften Augen richteten sich zärtlich auf ihn. „Ich habe gesagt, die Wohnung sei für mich und — meinen Sohn . . ."

„Luna! Nicht, nicht!"

Sie zog ihn an sich. „Was nicht, nicht!" Ihr Hauch war heiß und würzig. „Bist du nicht mein Junge, mein dummer Junge? Mach mir nur keine Szenen mehr. Ein bischen Mühe bei Eroberungen ist nett, aber zu viel Tragik nützt die Nerven ab. Sieh mal Schatz . . ."

„Er wird in meine Träume hineinspielen

und meine Lippen erkälten, wenn sie dich küssen wollen."

„Das ist ja Unsinn. Er ist glücklich, befindet sich bei Slabys und in seine Liebesträume mit Lizzie spielen wir sicher nicht hinein."

Emil lächelte gezwungen. Ja, sie hatte nicht unrecht, sich über seine Bedenken lustig zu machen. Gehörte die Feigheit doch mit zu den ererbten Übeln des modernen Menschen. Er sündigt, doch nicht mit innerer Freiheit, er, das Kind einer Zeit, die alle Moralbegriffe verachtet, ohne sich jedoch aus ihren Fesseln befreien zu können.

„Du hast recht. Und wenn Lucien zu Grund ginge, eine Nacht bei dir, Frau Luna, wöge es auf . . ."

Sie blickte in seine aufglimmenden Augen.

„Sei nicht so tragisch. Niemand geht zu Grunde an uns, wir wollen niemand weh tun, aber uns selbst auch nicht. Wir wollen gegen alle gut sein, aber auch gegen uns selbst, nicht wahr?"

Er ließ sie aus den Armen gleiten, erhob sich und schritt auf und nieder. Mitten im Beginn seiner wärmeren Stimmung. Es hatte ihn also noch.

Das war sie ja gewohnt an ihm. Er besaß einen schier unversiegbaren Fond von Selbst-

peinigungstalent. Sie mußte wieder von vorn beginnen, diese harte Frucht sich genießbar zu machen. Sie wollte zu einer bis jetzt noch nicht angewandten Taktik greifen.

„Du schwebst zwischen Himmel und Erde," sagte sie weich, mit ihrer gütigen Stimme. „Du willst mehr sein, als die andern sind, bist aber genau so gemein nnd niedrig wie alle. Habe ich dich nicht wie einen Trunkenen, ohne Sinne, gesehen? Hast du nicht betrogen, geheuchelt, gelogen, nur um einer zärtlichen Stunde willen? Warst du nicht gelehrig und wißbegierig gleich den andern, wenn es galt, neue Kenntnisse in der Liebe zu gewinnen? Du strebst vergeblich danach, ein anderer zu sein, als der, der du im Grunde bist."

„Frau Venus, solltest du recht haben? Dann laß mich also in deinem Hörselberg versinken . . ."

Er streckte ihr die Arme entgegen.

XIV.

Ein reifer Mann hätte sie verachtet. Aber der Unerfahrene verdammte sie nicht. Dafür war sie ihm dankbar, dafür liebte sie ihn auch mit dem Herzen, nicht nur mit den Sinnen.

Sie hatte von ihren früheren Liebhabern manches böse Wort ins Gesicht geschleudert

erhalten, von diesem noch kein einziges. Und so verkommen sie war, es tat ihr wohl, von einem Menschen günstig beurteilt zu werden.

Will nicht die verworfenste Dirne gern für besser gelten als sie ist?

„Wenn ich nicht eine so unglaubliche Erziehung gehabt hätte,“ erzählte sie einst, von seinem Arm umschlungen, weinerlich, „die Mutter eine Kokette, der Vater berüchtigt um seiner vielen Maitressen wegen, wir Kinder in den Händen einer Bonne, die ebenfalls seine Geliebte war, wunderst du dich nicht, daß ich nicht schlecht geworden bin?“

Er legte die Hand auf ihren Mund. „Laß die Vergangenheit, Frau Venus, es ist wider deinen Charakter, über sie zu klagen. Du sollst nur Liebe, Liebe geben, nichts anderes.“ Er hatte wieder aus dem Becher getrunken und bekam Durst, je mehr er trank. Das war eine Eigenschaft seines Charakters. Sowie er einer Gewohnheit, sei es zu rauchen, zu dichten oder zu lieben, nicht mehr fröhnte, so verlor er sofort den Geschmack an ihr, es wurzelte eben alles nur lose in ihm. Hier, wo kein Hindernis sich ihrem Zärtlichkeitsaustausch entgegen stellte, gaben sie sich schrankenlos ihren Wünschen hin. Sie, die erfahrene Frau, gebot über ein ganzes Register der verschiedensten Liebestöne. Sie wurde nicht langweilig, wie es ein junges

Mädchen in seiner naiven Unschuld geworden wäre. Sie schleifte ihn durch alle Labyrinthe ihrer Phrynenphantasie, die sie schon in jungen Jahren mit den tollsten Giftblüten bereichert hatte. Ihrem runden Mund genügte der Feuerwein seines Blutes nicht mehr, sie legte ihn an sein Mark. Und wenn er bei ihrem Nahen halbirr nach ihr schlug, um seinen schmerzenden Nerven Ruhe zu gönnen, dann trieb sie ihn in den Schnee hinaus, in die eisige Winterlandschaft, machte mit ihm Ausflüge, auf denen sie nur kärgliche Kost erhielten und in dürftigen Bauernhütten irgendwo oben auf einem Joch übernachten mußten. Durch solche Enthaltungskuren, die sie ihm auferlegte, glaubte sie seinen Durst aufs neue zu reizen. Aber sie vergaß eins dabei. In Stunden, wo ihn der Rausch nicht betäubte, begann sein Gehirn sich zu regen und zu arbeiten. Vergessenes stand vor ihm auf und streckte die Hände nach seinem Herzen aus.

Vor allem Lucien, Lucien, den sie der Gemeinheit einer Dirne überließ, um vor ihm Ruhe zu haben. Und wenn er auch wirklich nicht besser gewesen war, früher, bevor Emil ihn kennen gelernt hatte, im Laufe ihrer Bekanntschaft hatte sich unleugbar sein Charakter zum Bessern entwickeln wollen. Er aber, der ihm helfen sollte, hatte ihm den Stoß in den Ab-

grund versetzt. Wunderte sich Frau Luna, wenn Emil die herben Vorwürfe, die ihn auf dem harten Bauernlager oben quälten, später auf dem schwelgerischen Ruhebett ihr grausam vergalt?

Und keiner hinderte sie in ihrem tollen Wetteifer, sich gegenseitig an die Grenzen zu treiben, wo es nicht weiter ging. Ihre Körper begannen Lippen zu gleichen, deren Nerven der kleinste Anlaß vibrieren macht.

Er hatte eine Stelle zwischen ihren Schultern entdeckt, die er gern küßte, weil sie dann in eine bacchantische Raserei geriet, die ihn mitriß.

In einer Nacht durchfuhr ihn die Frage, ob Lucien es ebenso trieb wie er, ob er ahnte, daß seine Mutter — Lizzis Stelle bei ihm vertrat.

Von dieser Nacht an beobachtete er in Situationen, in denen er bisher nur empfunden hatte, die Frau, die sein Werkzeug war, wie er ihres war. Er fand eine neue Bereicherung seiner Lust darin, einen schnellen Blick auf sie zu werfen, ihre Gesichtszüge zu studieren in Augenblicken, da sie sich seiner Laune überließ.

„Was Lucien jetzt wohl sagen würde?" Emil lachte leise auf und schleifte Frau Venus an den Haaren über den seidnen Teppich.

Sie fühlte an der veränderten Art seiner

Liebkosungen, daß ihn irgend ein bestimmter Gedanke beherrschte, und schlug einmal plötzlich die Augen auf, als er, über sie geneigt, sie lieblos betrachtete. Sie schrie auf.

„Ich dachte an Lucien," stammelte er, „wenn er dich jetzt sähe!" . . .

Da stieß sie ihn von sich.

Sie wollte ihn wieder mit sich hinausschleppen in die weißen Bergschluchten, aber diesmal weigerte er sich. Er versprach, sie einen Tag lang nicht zu küssen. Stumpf und traurig saß er ihr gegenüber und starrte sie an. Sie hielt ein Buch verkehrt in der Hand und tat, als ob sie läse. Plötzlich schlug er ihr den Roman aus der Hand und lachte.

„Sei nicht so unartig," sagte sie betreten.

Er stand auf, trat zum Fenster und blickte in den Schnee hinaus. Und mit einem Male hatte er ihr weiches, heißes Fleisch zwischen den Händen und preßte sie an sich. Er wußte nicht, wie es gekommen war.

„Ich muß dich umbringen," lachte er konvulsivisch, „damit ich Ruhe vor dir habe."

„Aber ist es denn nicht schön?" Ihre Augen glühten ihn durch die Lider an. Da fiel ihm ein, wie Lucien einmal gesagt hatte: Frau Luna, jetzt erwürge ich dich!

„Lucien," flüsterte er, und seine Hände sanken herab.

Solche Szenen ereigneten sich immer öfter in der letzten Zeit. Manchmal glaubte er ihn zu erblicken und schrak zusammen.

„Wenn ein Mann um sein Weib bestohlen wird, so kann er sich rächen. Was tut aber das Kind, dem die Mutter geraubt wird?“

„Kind,“ lachte sie ironisch. Sie haßte diese nagenden Selbstvorwürfe an ihm und suchte ihm täglich zu beweisen, daß er bereits kein Recht mehr besaß, noch Gewissensregungen zu empfinden. Sie suchte ihn vor sich selbst noch tiefer zu erniedrigen, als er in Wahrheit gesunken war, und er glaubte ihr. Er kam sich verächtlicher als ein Dieb vor, er, der müßig ging und sich von einer Frau ernähren ließ, die er mit Liebe bezahlte. Er, zu allem zu schwach, nur nicht zum Genuß. Vielleicht war es seine Bestimmung, sein einziges Talent, sich in Lüsten zu wälzen, Schamlosigkeiten auszusinnen. Wenn er so zu ihr sprach, dann lachte sie.

„Nun kommst du dir gar als ein tragischer Verbrecher vor. O Kind, schraube dich doch nicht immer hinauf. Du und tragisch! Du gehörst zu jenen, die jahrelang mit dem Ehemann und seiner Frau zusammen leben können, insgeheim seine Rechte genießen, ihn Bruder nennen und ihm treuherzig die Hand schütteln, weil sie ihm nicht weh tun und ihn vor der schmerzlichen „Entdeckung“ behüten wollen.

Du gehörst zu den Defraudanten, die vor Gericht schluchzen und ihre Eltern anklagen, weil sie sie nicht besser erzogen haben. Zu denen gehörst du, die ein wirklicher Verbrecher verächtlich anspeien würde.“ Und sie drückte ihren runden Mund auf seine Kehle. „Was willst du denn, Lieber? Besser als du es hast, kannst du es gar nicht haben. Du brauchst gerade diejenige, die du hast. Betrachte doch dein Leben. Als Schüler durchgebrannt, als Dichter unbedeutend und kraftlos, als Arbeiter zu schwach, um auch nur eine Woche lang auszuharren. Du bist ja zu allem zu feig, zu halb. Nie wärst du im Stande, ein kühnes Unrecht auszuführen, etwas aufs Spiel zu setzen. Du willst ohne Verantwortung genießen. O! Du bist ähnlich wie ich . . . Deshalb liebe ich dich, mein Lämmchen. Wir sind einander alle ähnlich, mein Lämmchen, mach dir nichts daraus. Fühle dich glücklich.“ Und ihre schmeichelnden Feuer glitten über ihn hin. Wenn er nicht gewesen wäre, er! Die arme Seele, die in Emils Träume hineinweinte.

„Ich habe ihm immer das Beste gewünscht,“ sagte Frau Brancu einmal, „aber du machst, daß ich ihn verwünsche.“

Da redete Emil nicht mehr von ihm. Nur des Nachts, wenn sein blasser Jünglingskopf schlummernd neben ihr ruhte und ein wehes

Zucken um seine Lippen lief, da glaubte sie zu ahnen, daß er von Lucien träumte.

Manchmal schluchzte er auf und stöhnte wie ein Gefolterter. Wenn sie ihn dann gereizt aufweckte, sah er sie traurig an.

„Versinke in meinen Rosen. Sei tot für alles, nur für mich nicht.“ Und sie drückte auf seine Nerven den feinen Dornenkranz ihrer letzten, erschöpfendsten Zärtlichkeiten.

Sie spielte die Mutter, die ein kleines Kind vor sich hat, das sie letzt, und sie verbat sich jede Erwiderung ihrer Liebkosungen, so daß sich alle Empfindungen in ihm aufstauten zu mörderisch süßer Qual.

Er fühlte die Fäden seines Bewußtseins lockerer und lockerer werden, geletzt von aufstachelnden Leckerbissen, umschmeichelt von lauer Rosenluft, trunken gemacht von goldenem Wein und dunkler Liebe. Der Boden schwand ihm unter den Füßen, er glaubte in dem roten Nebel um sich her vergehen zu müssen. Seltener und seltener wurde die Erinnerung an sein einstiges Wollen in ihm wach, an sein früheres Ich, an all das, was er ehedem umschlossen mit reiner, junger Seele.

Kam aber noch dann und wann ein ähnlicher heller Augenblick, so war er von solchen Wehempfindungen begleitet, daß Emil schnell zum Wein griff, um zu vergessen.

Eines Morgens bat ihn Frau Luna vergeblich mit hinaus zu kommen. Sie wollte einen Führer nehmen und irgendwo hingehen, um mit dem Tod zu kokettieren. Wohnte er nicht da, ganz in der Nähe in den grünblauen Spalten der Gletscher? Sie sollten ihm aus ihrer warmen Liebeskammer einen Besuch machen. Sie sollten „Erfrieren spielen". „Du hast's nötig, hinaus zu kommen, mein Kind," setzte sie hinzu, ihn mit ihren sanften Augen anblickend, „du beginnst schlaff zu werden, deine Bewegungen gleichen den Flügelschlägen eines ermüdeten Schmetterlings. Du mußt dich erholen. Ach, selbst zur Liebe seid ihr Männer von heute zu schwach geworden."

Er lächelte schweigend. Sie sah in sein abgezehrtes lilienweißes Gesicht mit den feuchten, fiebrischen, großen Augen. Sie mußte seiner schonen. Sie wollte sich einen ganzen Tag lang von ihm abschließen und befahl ihm, zu schlafen. Er aber, als er sich allein sah, schlich zum Tisch, nahm ein Blatt Papier heraus und begann zu schreiben.

„Damals hast du mich nicht gewollt, ich habe es Dir nicht nachgetragen. Du hattest recht gehabt. Eine Natur wie die meine, schwach bis zur Erbärmlichkeit, wäre in keinem Falle zu einer vernünftigen Tatkräftigkeit erstarkt. Immer der gute Wille, aber dann die ewige

Flucht vor der Ausgestaltung seiner Pläne Damals, als ich von dir gegangen war, fand ich durch Dr. Lynars Vermittlung eine Stelle als Schreiber in einer Kanzlei. Die monotone Arbeit indes litt mich nicht lange. Ich bin zu Frau Venus zurückgekehrt. Ich setze dabei nichts weiter ein als mein bißchen Leben, das sich unter den Küssen der heißen Frau verzehrt. Bevor es ganz ausgeglüht ist, nimm diesen brüderlichen Gruß als Zeichen, daß ich in meiner Gefangenschaft und Verbannung von allem Rechtschaffenen dieser Erde Deiner gedacht habe. Emil."

Er machte sich, den kuvertierten Brief in der Tasche, heimlich auf den Weg nach der Station auf. Wintersturm pfiff um seine Schläfe und beraubte ihn des Atems. Der gefrorene Schnee knirschte unter seinen Schritten. Mehrere Male glitt er aus und schlug zur Erde. Er kam sich vor wie ein Wurm, der sich mühselig weiter bewegt. Und die Liebe sollte doch freudig machen, Flügel verleihen . . .

Er hob die heißen Augen zu den mächtigen Bergkolossen empor. Eine heranbrausende Luftwelle warf ihm Körner vereisten Schnees ins Gesicht, daß er es senkte. Die Wangen schmerzten ihn, Hände und Füße begannen zu brennen. Er lächelte bitter. Er konnte diese stolze, machtvolle Natur nicht mehr ertragen.

Er zitterte am ganzen Leibe, als er endlich zur Station gekommen war und den Brief in den Postkasten schob. Ängstlich sah er sich um. Stand nicht Frau Luna beobachtend hinter ihm? Bemerkte niemand seine verräterische Hinfälligkeit? Ein großer Hund, der vorm Stationsgebäude lag, kam wedelnd auf ihn zu und legte die Schnauze vertraulich auf seine Hand. Emil neigte sich zu ihm und liebkoste ihn. Es freute ihn, daß ein Geschöpf da war, das nichts von seiner Verächtlichkeit wußte und ihm Vertrauen bewies.

Sie stand, in ihre Pelze gehüllt, vor dem Häuschen, als er zurückkam. Sie war ganz blaß. „Wo warst du, weshalb bist du fortgegangen? Und mich ludest du nicht ein, mitzukommen?“

„Laß mich,“ wehrte er ab.

„Du bist so dünn gekleidet, komm schnell herein.“

Er folgte ihr fröstelnd. „Wollen wir nicht Schach spielen,“ schlug sie vor.

Er lehnte sich in die breiten Polster des Divans zurück und stellte teilnahmslos die Figuren auf. Er verlor fortwährend und hielt mitten in den Zügen inne, um in Gedanken zu versinken.

Sie holte einige Näschereien herbei und bot ihm Tee an. Aber der Tee war nicht warm und die Stube war es auch nicht. „Willst

du Wein?" fragte sie sanft. Sie brachte die Karaffe herbei und schenkte ihm ein Glas voll ein.

„Hast du Wasser dazu gemischt?" fragte er, das Gesicht verziehend. Sie lächelte. Wie sie wohl dazu käme?

Er schüttelte sich vor Frost, sagte ihr einsilbig gute Nacht, ging auf sein Stübchen und begab sich zur Ruhe. Bald hörte er ein Flüstern neben sich.

Sie war ihm nachgekommen. „Soll ich dich erwärmen?" Ein Prickeln durchflog ihn bei der Berührung ihres Odems, der wie gewürzter Wein und wie frisch geschlachtetes Fleisch roch. Sie glühte und ihre Haut war glatt und weich, und sie schien „keine Knochen zu haben".

Sie hatte wirklich Wasser in den Wein getan und den Tee kalt werden lassen und die Stube nur schwach geheizt, damit er fror, nach ihr fror. Zuweilen liebte sie es, Frost auf ihren heißen Gliedern zu spüren. Sie erzählte ihm allerlei drollige Dinge und streichelte ihn dabei und als er entschlummerte, fand sie, daß sie eigentlich sehr gut zu ihm war und viel Geduld mit seinen Launen besaß.

Die Zeit, die jetzt kam, glich einer langen Nacht. Es ging gegen Weihnachten und das Wetter war das denkbar schlechteste. Eine

Kiste mit Rosen und eine mit Leckerbissen und Wein langte an.

Sie versuchten die neue Weinsendung, wurden übermütig und dann kam Frau Luna ein zärtlicher Einfall. Sie schlang Rosen um Emils Stirne und nannte ihn Adonis. Und er mußte sich seiner Männerkleider entledigen und sich von ihr mit Fellen und kostbaren Stoffen drapieren lassen. Sie wußte ihn durch allerlei Scherze so zu stimmen, daß er sich willig ihrer Spiellust überließ. Nachdem sie Weihrauch angezündet, kleidete sie sich in ein phantastisches Schleiergewand, zog Emil auf ihren Schoß, drückte ihre Zähne in seinen Arm und reichte ihm den ihren hin.

Sie sollten Blutsschwesterschaft trinken, wie einst die Mädchen in Egypten, die sich lieb hatten.

Ihre Augen richteten sich raubtierlüstern auf ihn, als sie ihm das weiche Fleisch ihres Armes an die Lippen hielt.

Da veränderten sich seine Züge, seine Blicke richteten sich starr und entsetzt auf die Türschwelle. Durch den Weihrauchnebel sah ein verzerrtes Gesicht herein. Ein gellender Schrei, Lucien stürzte in die Mitte des Zimmers, erhob drohend die Faust und brach zusammen. Emil entriß sich Frau Brancus Armen. Einen Augenblick lang drohten ihn die Sinne zu

verlassen, der Übergang von einer Stimmung zur anderen war zu unvermittelt. — Dann warf er sich vor Lucien auf die Kniee, stammelte seinen Namen und suchte ihn zu umschlingen. Aber Lucien stieß ihn mit der Kraft des Wahnsinns von sich. Frau Brancu riß das Fenster auf und rief um Hilfe.

„Laß das, der Bauer kann dir nicht helfen.“ Emil erhob sich und verfolgte ratlos das Toben des zu Boden Gestreckten. „Es bleibt nichts anderes übrig, ich depeschiere an seinen Doktor.“

„Aber bis der eintrifft, großer Gott, bis der eintrifft! . . .“ Die bebende Frau rang verzweifelnd die Hände.

„Der Dorfarzt wird ihn so lange in Behandlung nehmen, ich gehe sofort, ihn zu holen.“

Emil riß sich den Flitter vom Leibe, die Rosen aus dem Haar, kleidete sich an und stürzte fort. Frau Brancu warf einen Mantel um sich, schlich entsetzt aus der Stube und drehte den Schlüssel im Schlosse herum. War sie sicher, daß dies nicht die Rachestunde war? Sie vernahm ein dumpfes Aufschlagen, er stieß in besinnungsloser Wut den Kopf gegen den Boden.

Am ganzen Leibe bebend trat sie vor das Haus, jeden Augenblick gewärtig, den

Wahnsinnigen die Tür hinter sich zertrümmern zu hören, um Vergeltung zu üben.

Endlich erschien Emil mit einem Mann, der wie ein Bauer aussah.

„Arzt gibt es keinen hier," flüsterte Emil, „es ist der Bader des Ortes. Die Depesche an deinen Doktor ist abgegangen."

Der Bader schloß die Tür auf, faßte mit Bärengriff die bleichen, zuckenden Hände des Besinnungslosen, schnürte sie zusammen und trug ihn auf den zerwühlten Divan.

„Jetzt wollen wir noch die Läden zumachen." Er schloß die kleinen, beeisten Holzläden, daß kein Lichtstrahl hereindringen konnte. Und dann bat er, daß die Herrschaften ihn allein mit dem Kranken ließen, er würde ihn schon gewissenhaft besorgen und bei ihm Wache halten.

„Darf ich nicht mit bei ihm bleiben?" fragte Emil tonlos. Der Bader verneinte energisch.

So gingen sie in die Nebenstube. Frau Brancu warf sich fassungslos in einen Sessel und drückte das Gesicht in die Hände. Emil schritt auf und nieder mit einem Gefühl, als fehle ihm der Atem in der Brust, als müsse er ersticken unter einer furchtbaren Last.

Wenn er geahnt hätte, wie Lucien hier oben empfangen worden war!

Von Verdacht und quälender Sehnsucht getrieben, war er heraufgekommen, nachdem er daheim durch List seiner Mutter Adresse erfahren hatte.

Aber in welcher dieser armseligen Hütten mochte sie wohl hausen! Der Zufall hatte ihn gerade bei dem Bauer anpochen lassen, dessen Häuschen sie gemietet hatte. Lucien nannte der Mutter Namen, und ob er erfahren könnte, wo sie wohne. Daraufhin hatte der Bauer ihn von oben bis unten gemessen und mit einem schwer zu erratenden Gesichtsausdruck über das Gäßchen hinübergedeutet.

Die! Die wohne da drüben mit ihrem Sohn. Lucien hatte ihn verwirrt angeblickt.

Mit ihrem Sohn? Aber ... der sei ja ... er! ...

Er hatte sein Haar über der Stirne aufstehen gefühlt und war hinübergestürzt. Die Tür war unverschlossen gewesen.

Und Lucien hatte den „Sohn“ erkannt, der auf seiner Mutter Knie saß ...

Es war totenstill im Krankenzimmer, nur ein röchelnder Atem wie ein stockendes Uhrwerk war hörbar.

Nach einiger Zeit öffnete Frau Brancu einen Spalt der Tür und sah herein.

Der Bader winkte ihr. „Sie dürfen schon nähertreten, er weiß von nichts. Er ist ganz

14*

ruhig. Der Puls ist abgeflaut und geht schwach."

Ob der arme Junge sie erkennt? fragte die schuldbeladene Mutter.

Der Bader lachte rauh. Keine Spur. Der würde sobald niemand erkennen. Und er fragte nach allerlei Einzelheiten aus Luciens Leben. Später kam Emil herein. Aber er ging gleich wieder hinaus. Er konnte den Anblick nicht ertragen.

Gegen Abend entfernte sich der Bader für kurze Zeit, um seiner Frau zu sagen, daß er hier Nachtwache halten würde. Er erschien bald wieder, mit Kautabak und einer Zipfelmütze versehen. Sie machten ihm ein Bett zurecht neben Luciens Lager. Die Nacht verfloß ohne Zwischenfall, ebenso der nächste Tag. In Luciens Befinden änderte sich nichts. Er lag wie von tiefer Ohnmacht umfangen regungslos da. Spät am Abend hörte man Stimmen von draußen. Der Doktor war angekommen und hatte sich heraufführen lassen. Er reichte Frau Brancu flüchtig die Hand. „Das habe ich Ihnen ja bereits seit langem prophezeit. Dazu kommt man hier herauf. Sie begehen eine Narrheit nach der andern."

Er untersuchte Lucien, ließ sich den ganzen Vorfall mit ihm berichten und bemerkte dann kurz: „Ich habe Ihnen vor Jahren gesagt, der Junge muß in eine Anstalt. Sie weigerten sich,

ihn dahin zu geben. Jetzt werden Sie sich nicht mehr weigern; denn ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß die Krisis vollständig ausgebrochen ist. Er wird noch einige Tobsuchtsanfälle bekommen und dann in Apathie verfallen. Daß er das letzte Jahr alle möglichen Aufregungen daheim erlebte, daß Sie ihn wie einen Gesunden schalten und walten ließen, war eine Art Mord an ihm. O ich weiß, daß Sie im besten Glauben gehandelt, das tun schwache Mütter immer. Doch Worte nützen hier nichts. Holen Sie die beiden Wärter herauf, die mit der Tragbahre unten warten," wandte er sich an den Bader. Dann zog er seine Uhr heraus. „Wenn es klappt, kommen wir noch zum Nachtschnellzug zurecht."

„Sie werden nach der anstrengenden Reise doch nicht gleich weiter wollen?" wagte Frau Brancu schüchtern zu bemerken. „Ruhen Sie doch die Nacht hier aus."

Der Arzt sah sich flüchtig in der Stube um. „Ich muß dankend ablehnen," sagte er kurz, „mein Wunsch ist, den Kranken so schnell als möglich aus Ihrem Gesichtskreis zu entfernen. In jedem Fall verzögert ein wenn auch noch so kurzer Aufenthalt hier seine Besserung, wenn wir anders auf eine solche hoffen dürfen."

Jetzt, wo sie das äußerste herangekommen sah, wurde sie erschüttert. Sie hob die Hände

auf und bat, ihr Lucien noch diese Nacht zu lassen.

„Sie sind ja nicht verlassen," sagte der Doktor mit sarkastischem Aufblitzen seiner Augen; er hatte aus irgend einer Geringfügigkeit erkannt, daß sie einen — Gesellschafter bei sich hatte. „Sie werden sich schon zu trösten wissen." Dann erbat er sich ein Glas Wein, leerte es und ließ sich, auf seine Leute wartend, nieder.

„Aber hinabbegleiten darf ich ihn doch?" fragte Frau Brancu leise.

„Keine Ahnung." Der Doktor schüttelte energisch den Kopf. „Ich habe zu lange Ihrer verkehrten Weichheit Rechnung getragen, jetzt fassen wir die Sache anders an. Ich reise mit ihm in die Anstalt meines Bruders, bleibe da so lange, bis ich weiß, welchen Ausgang die Sache nimmt und gebe Ihnen telegraphisch Bescheid. Vorderhand gibt es kein Wiedersehen, falls Sie ihn nicht vorsätzlich morden wollen, was ja aber gar nicht in Ihrem Interesse läge." Er sah ihr kalt in das verweinte Gesicht. Er kannte die ganze Geschichte ihrer Familie, auch jene Bestimmung im Testament ihres Mannes.

Die Wärter ließen nicht lange auf sich warten. Es glich dem Aufbahren eines Toten, als sie den schlanken, bewußtlosen Leib auf die Tragbahre legten und auf ihren Schultern hinab-

trugen. Der Arzt blieb kühl bei Frau Brancus herzbrechendem Schluchzen. Er zog seinen Pelzrock dichter an sich, verabschiedete sich mit einigen Worten von ihr und eilte fort, um den Zug noch rechtzeitig zu erreichen.

Als sie ins Nebenzimmer wankte, um sich an Emils Brust auszuweinen, war er nicht da. Er irrte im Dorf umher und stieg zur Station hinab, um Lucien noch einmal Lebewohl zu sagen, bevor der Schnellzug ihn einer finstern Zukunft entgegentrug. Bleich wie der Tod kehrte Emil in der Nacht zurück. Er war noch lange unten im Tal herumgestrichen. Das Herz war ihm zum Brechen voll. Frau Brancu hatte gewacht, bis er kam. Aber sie wagte nicht zu sprechen.

So verbrachte jedes in seiner Kammer eine endlose Nacht. Mit dem grauenden Morgen trat Emil ins Schneegestöber hinaus. Er mußte Stille um sich haben, Stille und Eisluft. Er hoffte von ihnen beiden einen erlösenden Vorgang in sich. Aber das Herz blieb ihm schwer und starr trotz der Einsamkeit. Er hörte nichts in sich sprechen. Wie in einer Totenkammer war's in ihm. Er nahm den ganzen Tag keine Nahrung zu sich und kehrte abends erschöpft heim. Sie bereitete ihm stillschweigend Tee. Er leerte hastig einige Tassen, berührte mit seiner eisigen Hand leicht ihre ihm entgegen-

gestreckte und schloß sich wieder in seine Stube ein.

Am dritten Tag langte die Depesche des Doktors an. Sie lautete: Lethargie, die in Tobsucht übergeht und wieder in den erstern Zustand abflaut. Muß vorläufig in der Anstalt verbleiben. Auf Besserung wenig Aussicht.

Frau Brancu las das Telegramm erschüttert. Dann trat sie zu Emil und legte die Arme um ihn.

„So hab ich nur dich mehr auf Erden. Er ist fort, der dich immer gestört hat. Er ist aus der Liste der Lebenden gestrichen, ein Irrer, dessen Herz wir kein Leid mehr zufügen können."

„Wir haben ihn getötet," gab Emil tonlos zurück.

„Sag das nicht. Du hast durch deinen Eintritt in sein Leben eher die Katastrophe hinausgeschoben als beschleunigt. Seit Jahren war sie ihm ja prophezeit. Du brauchst dir keinen Vorwurf zu machen."

„Ohne unsere unselige Reise wäre er vielleicht noch gesund."

„Vielleicht. Doch morgen könnte die unaufhaltsame Krankheit mit doppelter Wucht hereingebrochen sein." Ihre Tränen tropften auf seine Hand. „Emil, du letztes, das mir

geblieben ist, wirst du mir auch ferner bleiben? Nun kann dich mir niemand mehr nehmen außer — du selbst. Könntest du's!"

Er blieb lange kalt und abweisend; dann begann ihn ihr Jammer zu rühren.

„Ich bleib dir," sagte er ruhig und legte seine Hand in die ihre.

„O Gott, bin denn ich an dem unseligen Gang meines Lebens schuld?" klagte sie an seinem Halse.

XV.

Die nächsten Tage entwichen still unter dem Eindruck des unheimlichen Ereignisses. In Emil zitterte noch der grause Eindruck jener Stunden nach, eine düstere Wolke lag auf seiner Stirn. Frau Luna sah seinen zerrissenen Gemütszustand und trug ihm Rechnung. Sie glaubte zu wissen, daß das finstere Erlebnis der letzte ihre Tage verdüsternde Schatten gewesen war. Nun würde nichts Störendes mehr das Verhältnis zu Emil beeinflussen. Er würde ihr gehören, er mit seinem jungen, heißen, quellenden Leben. Sie überwand schnell den Schrecken, die anfängliche Verzweiflung über Luciens trostlosen Zustand. Schon seit langem trug sie ein Gefühl, das nichts weniger als Liebe war, gegen ihn in der Brust. Damals, als er sie vor den

Dienstboten so tief beschämt und erniedrigt hatte, als er sie hatte töten wollen, war der Groll gegen ihn in ihr aufgeflammt und hatte sie nicht mehr verlassen. Immer hatte er ihre Pläne durchkreuzt, immer war sie bangend wie neben einem drohenden Vulkan neben ihm hingegangen, von Schuld belastet, die sie in heimlichen Stunden begangen, nach außen hin die ehrbare Matrone und Mutter, zu deren Rolle er sie verurteilt hatte. Denn hatte er nicht fast eifersüchtig über ihrer Ehre gewacht?

Sie sollte nur für ihn leben, nichts anderes kennen und lieben als ihn. Der ganze schrankenlose Egoismus des Kindes trieb in ihm seine Blüten. Sie hat ihn verhätschelt und seinen Körper gepflegt, daß er trotzdem innerlich neben ihr verschmachtet war, wußte sie vielleicht gar nicht. Ein Kind bedarf mehr als Geschenke und Zärtlichkeit; wann aber hätte sie einen Funken dieses Mehr in ihrer Seele beherbergt?

Sie fühlte sich erleichtert, daß der Zwang von ihr genommen war und sie die Aussicht besaß, frei und unbeschränkt ihren Neigungen leben zu können. Es fiel ihr nicht leicht, ihre Stirn in ernste Falten zu legen, doch sie tat es, Emils wegen, den sie nicht verstimmen wollte. Sie wollte ihn ja nun ganz für sich gewinnen, als Genossen ihrer Tändeleien, als Helfer, um aus den Bruchstücken ihres verfehlten Lebens

noch ein leidliches Gebäude aufzuführen, in dem ihre wollüstige Seele Unterschlupf fand.

Am nächsten Tag pochte es, und der Postbote überreichte Emil ein Schreiben. Es hätte schon früher da sein können, sagte er, aber der Zug sei zweimal im Schnee stecken geblieben, daher die lange Verzögerung. Emil griff hastig nach dem Brief. Er hatte die Handschrift seines Bruders erkannt. Er riß das Kuvert auf, las die ersten Zeilen und stürzte mit einem dumpfen Wehlaut in sein Zimmer nebenan.

Mit verdunkelten Augen las er: Wenn du diese Zeilen in den Händen hältst, mein Junge, dann bin ich nicht mehr. Doch erschrecke nicht. Das soll kein Verzweiflungsbrief sein, im Gegenteil. Ich schreibe ihn in der frohen Hoffnung, daß er dich aufrütteln und dir den Ausgang aus deinem Hörselberg zeigen und erleichtern wird. Es ist trotz allem noch nicht zu spät für dich. Dein Herz ist frei geblieben, das las ich aus jeder Silbe deines Berichts, und ein Glücksbewußtsein habe ich darin auch nicht entdeckt. Was also könnte dich hindern, an die Auflösung dieses Verhältnisses zu gehen? Daß du da ankommen würdest, wo du jetzt stehst, ist nur die selbstverständliche Weiterentwicklung deines letzten Jahres. So enden sie alle, die Parzivals mit den törichten Wahnbildern in der

Seele und dem allzu weichen Mark in den Knochen. Aber wer hinderte dich, nach deiner Erfahrung anders zu werden?

Gleich dir trug ich einst gewaltige Visionen meiner Zukunft in mir. Vor allem war's ein Bild, eine Schöpfung, die mich quälte, an ihre Gestaltung zu gehen. Sie regte sich in mir wie ein Kind im Mutterleibe. Ich fühlte sie langsam in mir sich vollenden, ich mußte sie gebären. Daß ich von der Schule absprang, weißt du. Ich kam hierher mit dem Glauben an mich und meine Sendung. Aber die andern glaubten nicht daran. Sie schleuderten mir das Mimikry in den Weg. „Wenn du ein Phidias werden willst, gut. Vorerst aber beweise, daß du ein guter Steinmetz bist. Schaffe, was alle verstehen, was allen gefällt." Ich war mittellos, ich mußte leben, ich besaß niemand, den ich für meine Pläne und Ideen gewinnen konnte. Ich schuf Gipsfiguren, um mir das Geld zu erwerben, Marmor zu kaufen. Junge, ahnst du, was ein Block Marmor kostet? Von jenem griechischen, weißt du, den der Künstler am liebsten unter seiner eigenen Anleitung brechen lassen, dessen Transport er überwachen möchte mit den Augen einer zärtlichen Mutter. Ich lernte und bildete eifrig, und bald konnte ich die niedlichsten Brüstchen und Beinchen kneten, die sich ästhetische Junggesellen auf ihren Schreibtisch zu stellen wünschen. Emil, ich

habe geschachert, gegeizt, gehungert, Schulden gemacht, um endlich die Summe herbeizuschaffen, die der Marmor kostete. Auch bei armen Leuten habe ich Schulden gemacht. Noch sind nicht alle bezahlt. Und dann ist der Tag gekommen, da ich mein Werk beginnen konnte. Ich habe jede Minute, die mir die Brotarbeit frei ließ, insgeheim an ihm geschaffen. Alle die Stunden, in denen mich meine Freunde im Arm des Bacchus oder der Venus glaubten, habe ich in einsamer Arbeit zugebracht. Die erste Morgenstunde und die letzte Abendstunde gehörten meiner heimlichen Schöpfung, von der niemand wissen sollte, bis sie vollendet dastand. Und eines Tages war ich so weit. Ich hatte mein Mimikry meisterhaft gespielt, jedermann glaubte von mir, daß ich ein banaler Schuft sei.

Aber jetzt, da ich endlich das Anrecht erworben habe, mein wahres Gesicht zu zeigen, jetzt hat es sich herausgestellt, daß jeder Funke von Lebenslust in mir erloschen ist. Das Mahlen in der Mühle der Alltäglichkeit hat meine Kräfte verbraucht, das Rechnen mit der Trivialität mich mir selbst zum Ekel gemacht. Es geht mir so wie jenem Reiter, der zusammenbrach, als er die öde Eiswüste überwunden und an seinem Ziele angelangt war. Die allzu lange Selbstentäußerung und Selbstverleugnung hat meine Lebenskraft aufgezehrt. Ja, wenn ich ein Riese

an Stärke und sieghafter Gesundheit wäre! Wenn ich mit dem beschmutzten Kittel auch die Erinnerung ausziehen könnte! Aber ich bin ein Sohn meiner Zeit, ein Schwächling! Die Last meiner jahrelangen Lüge hat mich erschöpft. Ich mag nicht mehr weiter leben. Weshalb sollte ich auch? Meine Arbeit ist getan. Und der Mensch, der hinter seiner Schöpfung steht, ach, der ist so nebensächlich. Ob er A. oder B. hieß, glücklich oder unglücklich war, wer fragt danach? Sein Werk, nicht seine Persönlichkeit wird von der Ewigkeit gebucht. Ich bin müd, ich gehe. Doch merk auf. Wenn ich meine Schöpfung ohne das Opfer beständiger Selbstentäußerung hätte schaffen dürfen, wenn nicht Wege voll Staub und Schmutz nach jenem Steinbruch im Pentelikon geführt hätten, wenn ich ich hätte bleiben dürfen, wer weiß, vielleicht möchte ich dann noch weiter leben. Hör, Junge, zerreiß die Bande, die jene Phryne um dich geschlungen hat, zerreiß sie, damit du dir die freie ungetrübte Freude am Leben erhältst. Ich sag dir, es ist zweierlei, die Welt von einem dunstigen Liebesgemach oder von stolzer Höhe aus zu betrachten. Überwachte Augen vermögen die Reinheit des Äthers nicht zu schätzen, stumpf gewordene Nerven die wunderbaren Gesänge des Erschaffenen nicht zu vernehmen. Rette dich, du brauchst nur eine starke Hand, damit noch

etwas Tüchtiges aus dir wird. Und wenn es keine starke ist, so soll es eine liebe sein. — Nebenbei bemerkt, es soll sich nur ja keiner einbilden, daß er für sich selbst etwas schaffe oder erstrebe. Diese Erkenntnis ist mir leider zu spät aufgegangen. Wir arbeiten wie die Biene nicht für uns, sondern für andere, für ganz wildfremde andere, für die geheimen Zwecke jenes finstern Ungeheuers Schicksal, von dem ich dir einst sprach. Unsere persönlichsten Taten sind Dienstleistungen, die wir ihm, nicht uns erweisen.

Ich hoffe, du begleitest mich auf dem letzten Weg, und noch eins: Meine geheime Lebenstriebfeder, mein vor allen behütetes Geheimnis, meine Geliebte schenke ich dir. Du wirst verstehen, daß ich alles um ihretwegen hingeben mußte. . . . . Adieu, Junge, vergiß deinen Bruder nicht, und möge Sie dein Segen und Stolz werden. . . . .“

Emil fuhr auf. Nein, nein, es konnte nicht sein, es durfte nicht sein. Er sterben, er mit seiner Lebensfülle, mit seiner Überlegenheit, mit der versteckten Liebe in der einsamen Seele.

Emil suchte mit fiebernden Händen seine Kleider zusammen.

„Was ist geschehen, wohin gehst du, was planst du?“ Frau Luna stellte sich ihm in den Weg.

Er schob sie von sich. „Ich muß zu Rasso, zu meinem Rasso, der eine große Dummheit begehen will, wenn er sie nicht schon begangen hat. Laß mich, laß mich!" . . . .

„Emil!" Sie warf sich vor ihm auf die Kniee. „Geh nicht von mir, jetzt nicht, verlaß mich nicht!"

„Laß mich!" rief er, „ich darf keine Minute versäumen." Er stürzte an ihr vorüber zum Hause hinaus. In rasender Eile legte er den langen, tief verschneiten Weg ins Tal hinab zurück. Die Kasse am Bahnhof war noch verschlossen. Vor Ungeduld aufstöhnend, ließ er sich in dem öden Warteraum nieder. Denn nach Hause zurückkehren mochte er nicht mehr. Aber die Unrast ließ ihn nicht lange auf einem Fleck ausharren. Er begann auf und nieder zu gehen, von der Tür zum Fenster, vom Fenster zur Tür, zuletzt trat er vors Haus hinaus auf den weiten Platz, den hohe Schneewälle umgaben. Auch da litt's ihn nicht. Er kehrte wieder nach dem Wartezimmer zurück. Da — täuschten ihn seine Augen?

In fliegender Hast kam Frau Luna durch das ungebahnte Schneefeld herabgeeilt. Sie war tief in ihre Pelze gehüllt und trug eine Handtasche. Ein ängstlicher Blick in den Wartesaal, dann trat sie rasch auf Emil zu. „Du hast deinen Brief oben vergessen. O Gott, ich bin

halbtot!" Sie sank keuchend auf einen Stuhl und rang die Hände. „Emil, kannst du es über dich bringen, von mir zu gehen?"

Er hatte ihr Rassos Schreiben entrissen, das er in der Aufregung liegen gelassen hatte. Er dachte nicht daran, daß sie es sicher durchflogen und die schimpfliche Bezeichnung, mit der Rasso von ihr sprach, gelesen haben mochte. „Laß mich," bat er nochmals gepreßt, „mach hier keine Szene!"

Aber sie ließ seine Hände nicht los. Dieser Bruder! Ob Emil denn nicht merke, daß es ihm nur darum zu tun wäre, ihn von ihr zu trennen. Weshalb hätte er denn sonst geschrieben? Wenn einer wirklich zu sterben vorhat, braucht er es doch nicht anzukündigen.

Emil preßte die Hände an die Ohren, um sie nicht zu hören. Einige Bauern, die hereinstapften, machten dem quälenden Auftritt ein Ende. Frau Brancu biß die Zähne zusammen und verschwand aus dem Warteraum. Emil drückte sich in eine Ecke und versank in finstere Gedanken. Endlich keuchte der Zug herbei. Emil löste sich seine Fahrkarte, sprang in ein Kupee, und bald war das kleine Stationsgebäude seinen Augen entschwunden. Er lehnte den Kopf erschöpft in die Kissen und schloß die Augen. Er sah nicht, ob noch jemand außer ihm anwesend war, er hatte nur einen

Gedanken, ein Gefühl: Rasso, Rasso! Ihn noch am Leben zu treffen, den er so schwer verkannt hatte, er, wie die übrigen. Auf einer der nächsten Stationen mußte er den Zug wieder verlassen, um die Ankunft des Schnellzuges abzuwarten, der ihn dann ohne Unterbrechung an sein Reiseziel tragen sollte. Die paar Stunden Wartezeit erschienen ihm eine Ewigkeit. Er glaubte die Weiterfahrt nicht mehr zu erleben, bis endlich ein donnerähnliches Getöse ihm die Ankunft des Schnellzuges ankündigte. Im Fieber der Verzweiflung, das seine Pulse rasen machte, seine Ungeduld kaum zu beherrschen vermögend, legte er die acht Stunden Weges zurück. Als er endlich angelangt war und der Schaffner die Türen der Wagen öffnete, atmete er wie ein Erlöster auf und stürzte zu einer Droschke, die ihm im schnellsten Tempo nach der Wohnung des Bruders brachte. In seiner Verwirrung riß er stürmisch die Klingel, glaubend, Rasso würde ihm öffnen. Die Tür wurde wohl geöffnet, aber nicht von Rasso. Eine Frau im Arbeiterinnenanzug, die Hausmeisterin, erschien. Als sie Emils ansichtig wurde, begann sie zu weinen.

„Sie kennen mich nicht, aber ich kenn Sie von Ihren früheren Besuchen her. Daß er so etwas hat tun können! Er, den alle, die ihn gekannt haben, lieb gehabt haben."

Emil war ins Atelier getreten und faßte ihre Hände.

„Reden Sie, reden Sie, ist er . . .“ er wagte das fürchterliche Wort nicht auszusprechen.

„Ach, Sie wissen noch gar nicht . . . deshalb . . . Bis gestern nachts ist mit dem Begräbnis gewartet worden. Dann ging's nicht länger mehr . . .“

Emil ließ sich auf den alten, ihm vertrauten Holzstuhl fallen und schlug die Hände vors Gesicht. Seine Lippen zitterten so heftig, daß er nicht sprechen konnte. Ihn am Leben zu erhalten, dazu wäre er in jedem Fall zu spät gekommen. Aber wenigstens seinem Begräbnis hätte er ohne die unselige Verzögerung beiwohnen können.

Mit schier übermenschlicher Anstrengung sich beherrschend, wandte er sich an die Frau, die ihn mitleidig betrachtete.

„Führen Sie mich zu . . . ihr. Sie ist doch hier . . .“

Vielleicht wußte sie etwas Näheres über ihn, sie, die er so hoch über alle andern gestellt hatte.

Die Hausmeisterin winkte ihm, ihr zu folgen, und stieß die stets geheimnisvoll verschlossene Tür auf.

Da stand hoch, in unnahbarer Hoheit, ein Frauengebilde aus — Marmor vor ihm. Der

leise gesenkte Kopf, über dessen Stirn ein Tuch hereinfiel, zeigte ein Angesicht von unsagbarer Leidschöne. Die Augenlider von unsichtbaren Tränen schwer, lagen über den Augen und — man dankte es ihnen. Denn es mußte ein herzaufwühlender Vorwurfsblick sein, den diese Augen ausgesandt hätten, diese Augen unter Brauen, die ein kaum merkbarer Schmerzenszug über der schmalen Nasenwurzel zusammengezogen hatte. Emil sank auf die Kniee. Ihm war als bewegten sich die süßen Lippen mit ihrem verschwiegenen Leid in den herb herabgezogenen Mundwinkeln, als würden die schmalen, eingesunkenen Wangen noch schmäler, blässer unter dem heißen Blick seiner Augen. Der lange Mantel, der den hohen Jungfrauenleib in seiner keuschen Göttlichkeit behutsam umhüllte, begann dicht unter dem Kinn seine Falten zu werfen, dort wo das Schleiertuch endigte. Er ließ nur die eine Hand frei, die sich leicht auf das Herz preßte, die andere, lose herabhängende, verhüllte er. Die Liebe hatte alle Schleier vom Himmel geborgt, um diese Frau darin vor den Blicken profaner Augen zu verbergen. Nur ihr Gesicht hatte sie enthüllt gelassen, das Gesicht mit seiner großen, anklagenden Geschichte, die all die Demütigungen verriet, die Jahrtausende alten Demütigungen, unter denen sie litt.

Königin, was mußt du erduldet haben, bis deine Lider so starr in ihrer Tränenschwere wurden, bis der Reiz deiner aphroditischen Wangen einer verwelkten Blüte gleich wurde, bis dein seliger Mund so unerbittlichem Leid zur Wohnung ward!

O wage dich hervor, scheu verborgene Hand, segne den im Staub Gebeugten, du heilige Frau!

Oder bedeutest du nicht nur ihr Urbild, so wie ein hellsehend Künstlerauge es geschaut hat?

Und wie er von Andacht überwältigt das Haupt auf die Falten des Mantels drücken wollte, der über ihre Füße herabfiel, da las sein Auge auf dem schmalen Sockel die griechischen Buchstaben: *Μαρία.*

Maria!

Eine weit hinten liegende Kindheit voll heißen Verlangens nach Licht, nach dem Lächeln jener Liebe, die nur in sich gefestete Menschen besitzen, dämmerte vor ihm auf. Damals, als Rasso in weinender Sehnsucht vor den Türen der Kirche lag, hinter denen er den Eingang in ein wunderbares Reich des Glückes wähnte, damals hatte auch er, wenn am Sonntag Morgen die Glocken erklangen, die kleinen Hände gefaltet. Vor wem, hatte er freilich nicht gewußt . . .

Maria, hohe Frau, in der hier ein einsamer

Sohn der Erde seine heiße Kinder- und Mannessehnsucht verkörpert hat, laß mich den Weg zum Frieden finden! . . .

Ein Schwall von Tränen rann über die Wangen des Hingesunkenen. Da sagte eine Stimme neben ihm:

„Sie ist schön, aber unheimlich, unheimlich bis zum Erschrecken."

Wie eine Fratze, eine verzerrte Karrikatur, tauchte Frau Brancu neben der weißen Marmorgestalt auf.

„Du!" stammelte Emil bestürzt.

„Sahst du denn nicht, daß ich dir in einem andern Kupee gefolgt bin? Ich fürchtete mich, dich allein zu lassen. Aber schweigen wir davon."

Sie trat näher zu ihm und legte ihre Hand auf seine Schulter.

„Ich habe das Schreiben deines Bruders gelesen. Er hat Schulden, sein Grabhügel ist ungeschmückt und wird bald unkenntlich sein, du brauchst Geld, viel Geld. Verkaufe mir die Statue. Ich schenke sie einem Museum. Ich biete dir vierzigtausend Kronen dafür.

„Nie," rief Emil flammend.

Sie zuckte die Schultern. „Verkaufen wirst du sie doch, denn du, der kein Haus noch Heim hat, was wirst du mit der lebensgroßen Statue beginnen? Du wirst sie dann

eben verschleudern, tu's nicht, selbst wenn du vorhast, von mir zu gehen, laß, wenn nicht die Liebe, so die Klugheit walten. Ich komme später wieder." Sie nickte ihm zu und entfernte sich.

Die Störung hatte er nicht erwartet. Aber in seiner großen befreiten Weihestimmung überwand er schnell den drückenden Eindruck, den sie hinterließ, und versank in seine vorige Andacht. Aus jeder Linie des edlen Bildwerks trat ihm Rassos Liebe zu seiner Schöpfung entgegen.

Ja, er hatte recht gehabt, still den niedrigen Verdacht und Argwohn der Leute zu ertragen, bis sein Werk vollendet war. Er hatte eifersüchtig darüber gewacht, daß kein Menschenauge die Geliebte erblickte, bevor sie nicht in ihrer letzten Vollendung dastand. Er hatte sich zum Handwerker für sie erniedrigt, hatte Schulden gemacht, um ihr den marmornen Mantel zu kaufen. Schulden bei armen Leuten. Emil fühlte ein Weh durch sich gehen. Sie hatten ihm vertraut, sollte ihr Vertrauen getäuscht werden? Womit jedoch sollte man sie bezahlen? Die Werkstätte draußen war ganz leer. Entweder Rasso hatte alle seine kleinen Arbeiten verkauft, oder er hatte sie vernichtet. Aus den paar armseligen Möbeln draußen war jedenfalls kein Kapital heraus zu schlagen. Ach, war es

nicht das beste, um all diesen quälenden Sorgen und Gedanken zu entgehen, wenn er den Weg einschlug, den der Bruder gegangen war? War es nicht das Naheliegendste?

Er legte das Gesicht in die Hände. Da hörte er Schritte hinter sich. Die gutmütige Hausbesorgerin war hereingetreten. Ein Herr wäre draußen. Sie reichte Emil eine Karte. Bevor er sie noch gelesen, näherte sich ein kleines bewegliches Männchen und stieß einen Ausruf tiefster Überraschung aus. Wie vor einer Offenbarung, sich selbst und Emil ver- vergessend, blieb es vor der hehren Marmorgestalt stehen und versank in ihren Anblick.

„Herr Doktor Lynar!“ stammelte Emil.

Erst Emils Stimme ließ ihn wie aus einem Traum erwachen.

„Ich bin aufs tiefste bestürzt über den Streich Ihres Bruders, aber damit,“ er deutete auf die Frauengestalt, „damit hat er das Unrecht wieder wett gemacht, das seine Flucht aus dem Leben war. Da schaut Unsterblichkeit heraus. Das wird Jahrhunderte überdauern. Ich bin Sachverständiger, Kunstbeeideter, ich verstehe eine solche Schöpfung zu würdigen. Was werden Sie mit dem herrlichen Werk beginnen? Wie ich höre, hat Gessenharter verschiedene Schulden hinterlassen. Man wird dieses Kunstwerk pfänden! Donnerwetter!“ er rieb sich aufgeregt

die Hände, „sagen Sie mir, wohin wollen Sie damit, wo wohnen Sie?"

„Nirgends," erwiderte Emil tonlos.

Der Doktor stieß einen Fluch aus. „Wissen Sie was? Lassen Sie sich eine Anzahlung von mir geben. Das schützt Sie vor dem äußersten. Ich habe einen Freund hier, der Besitzer eines Kunstsalons ist, vielleicht erwirbt er es, aber lassen Sie sich's gesagt sein: unter zwanzigtausend Kronen geben Sie es nicht her. So viel ist es wert. Wir wollen es übrigens schätzen lassen. Teufel, wenn ich ein reicher Mann wäre! Verzeihen Sie, daß ich so viel Geschäftliches mit Ihnen rede. Aber ich glaube, meine beste Teilnahme ist die Tat. Nicht?"

„Das meine ich auch." Frau Brancu war unhörbar eingetreten und stand hinter ihnen.

Doktor Lynar verbeugte sich überrascht vor ihr und sagte ihr etliche teilnehmende Worte ihres Sohnes wegen, dessen abenteuerliche Entfernung mit ihrem tragischen Abschluß bekannt geworden war.

Sie erwiderte einige Phrasen, dann sagte sie: „Hören Sie, Doktor, finden Sie nicht auch, daß Herr Gessenharter auf mein Gebot eingehen könnte? Ich habe ihm vierzigtausend Kronen für die Maria offeriert. Ich habe den Ehrgeiz," sie lächelte flüchtig, „meinen Namen durch ein Geschenk im Museum zu verewigen. Herrn

Gessenharter und mir wäre gedient, wenn er in meinen Vorschlag einwilligte. Er will aber nicht."

„Vierzigtausend Kronen, vierzigtausend Kronen." Lynar wiegte den Kopf auf den Schultern, „Gessenharter, Sie sind toll, einfach toll, wenn Sie das Anerbieten abweisen. Erbarmen Sie sich! Rasso hat die Menge Schulden hinterlassen, wahrscheinlich werden Sie noch heute aus dem Atelier gewiesen, dessen Miete noch unbezahlt sein soll, Sie besitzen kein Obdach, wohin Sie Ihren Kopf legen können, und weisen das Angebot der gnädigen Frau zurück. Vierzigtausend Kronen! Mehr wird Ihnen auch der begeisterte Liebhaber nicht geben."

„Ich will das Werk meines Bruders nicht verkaufen," sagte Emil dumpf.

„Aber um Gotteswillen," der kleine Doktor faßte ihn erregt am Ärmel, „was wollen Sie denn damit machen? Es auf die Straße stellen, es pfänden lassen? Das ist doch kein Ding, das man in die Tasche stecken kann, und eine edlere Bestimmung, als einen Platz im Museum zu erhalten, kann der ehrgeizigste Künstler seinem Werk nicht wünschen. Greifen Sie zu, junger Freund, so lange Sie können, wenn der Gerichtsvollstrecker seine blauen Marken daraufklebt, werden Sie nicht erbaut sein."

Da preßte Emil die Zähne zusammen und

sagte finster: „Sei es denn!“ Er wandte sich ab und schritt langsam hinaus. Draußen im Nebenatelier warf er sich auf einen Stuhl und stützte den Kopf in die Hand.

Lynar murmelte gepreßt: „Er kann einem leid tun, aber Ihr Anerbieten ist ja so großmütig, gnädige Frau.“

Sie zog einen Check heraus, der auf ihr Bankhaus lautete.

„Wollen Sie das ihm übergeben. Gott, welcher Jammer überall.“ Sie führte ihr Battisttaschentuch an die Augen und senkte den Kopf . . .

Lynar trat zu Emil hinaus. „Lieber, junger Freund, seien Sie vernünftig! Durch Annahme dieses Papiers erweisen Sie Ihrem Bruder die größte Liebe, die Sie ihm erweisen können. Sie nehmen den Makel von seinem Namen, den die Schulden auf ihn werfen, und Sie erwerben das Recht und die Möglichkeit, sich in eine sorgenfreie Zukunft hinein zu arbeiten.“

Emil steckte flüchtig, ohne ein Wort zu erwidern, das gefaltete Papier in seine Brusttasche.

Dann trat er zu Frau Brancu hinein und sagte: „Bis die Formalitäten mit dem Museum erfüllt sind, wünsche ich jedoch, daß die Statue hier verbleibt.“

„Aber gewiß, gerne, selbstverständlich.“

Frau Brancus Augen blickten ihn unendlich sanft und ergeben an.

„Und ich, gnädige Frau," Lynar wandte sich zu ihr und zog ihre Hand an die Lippen, „ich preise mich glücklich, Zeuge dieser Szene gewesen zu sein, die mir meinen jungen Bekannten da von schwerer Sorge erlöst zeigt und Ihren Namen denen der edelsten Mäceen unserer Stadt zugesellt. Ich werde es auch in meiner Zeitung nicht unerwähnt lassen." Er machte eine tiefe Verbeugung vor ihr, drückte Emil die Hand und flüsterte ihm zu: „Wenn es Ihre Stimmung erlaubt, kommen Sie doch einmal zu mir, auch die Meinigen werden sich freuen, Sie kennen zu lernen."

Als er sich entfernt hatte, breitete Frau Brancu Emil die Arme entgegen.

„Emil, Emil, verlaß mich nicht um des Toten willen, hörst du? Du gehörst mir, Emil, mir, vergiß das nicht." Sie wollte ihn umschlingen, er stieß sie zurück. „Laß mich. Du warst mir nie etwas, meine Einbildungskraft allein gaukelte mir Neigung zu dir vor. Heute erkenn ich es klar. Der Zipfel dieses weißen Mantels hier gibt mir mehr als deine ganze Zärtlichkeit."

Sie zuckte zusammen, stieß einen dumpfen Laut aus und verließ hastig das Atelier.

Er lehnte noch lange der erhabnen Frau gegenüber, in ihren Anblick verloren. Der

hoheitsvolle Adel der verhüllten Gestalt, die herbe, und doch so beredte Verschlossenheit des edlen Mundes, hatten ihn in Bann geschlagen. Neue Welten dämmerten vor ihm auf.

Rasso, Rasso, wo war er, damit man ihn an die Brust schließen, ihm danken konnte für seine herrliche Offenbarung?!

Und Emil empfand plötzlich brennende Sehnsucht nach dem Bruder. Wenigstens an sein Grab wollte er, um die Erde mit dankbaren Lippen zu küssen, unter der er ruhte.

Er warf noch einen langen, anbetenden Blick auf die königliche Frau, dann eilte er hinaus und ließ die Türe hinter sich ins Schloß fallen.

Er suchte die Hausbesorgerin auf, die seinen armen Bruder bedient hatte, fragte sie um allerlei ihn Betreffendes, erkundigte sich nach den nähern Umständen seines Todes und ob sie wußte, wo sich sein Grab befand.

Sie begann bitter zu weinen, als sie ihm den und jenen rührenden Zug der menschlichen Güte von Rasso mitteilte, erzählte, wie er, trotz Sorgen und Entbehrungen und schon dicht vor der Ausführung seines düsteren Planes, noch heitere, herzliche Worte für sie gefunden hatte. Wo er ruhte? Am nördlichen Friedhof. Sie hätten ihn in der Nacht von der Anatomie aus

begraben, wohin er gleich nach der schrecklichen Tat überführt worden sei. Emil drückte ihr die schwielige Hand und begab sich auf den Weg, um das Grab aufzufinden. Er mußte lange wandern, manchen Stadtteil durchqueren, bis er das weite Totenfeld fand. Sie schlugen Bücher auf, draußen in der Kanzlei in dem roten Backsteinhause, wo alle Begrabenen gebucht waren, und nannten ihm dann die Nummer der Gräberreihe, in der in der Nacht vom fünften auf den sechsten ein Leichentransport aus der Anatomie erfolgt sei. So ruhte sein Rasso nicht allein, sondern in Gemeinschaft mit andern. Von Wehmut überwältigt machte Emil sich auf, den Erdhügel zu suchen. Er durchschritt endlose Gräberreihen, geschmückte, verwahrloste, prunkhafte mit Marmoreinfassung, endlich, beinahe an der Einfassungsmauer, fand er die bezeichnete Reihe. Da in der Ebene noch kein Schnee gefallen war, so konnte er die paar frisch aufgeworfenen Grabhügel erkennen, die nebeneinander lagen. Unter welchem von ihnen mochte Rasso wohl ruhen? Emil ließ sich auf dem ersten, an dem er vorbei gekommen war, nieder und legte die Hände auf die braune Erde.

Es war ihm, als müßte der unten sie spüren und in leisem Gegendruck ihm seinen Gruß erwidern. Und Emil drückte den Kopf auf die

Hände und begann zu den rauhen Erdschollen zu reden, begann ihnen eine Geschichte zu erzählen von verfehlten Wegen und törichten Irrtümern, Von unten regte sich nichts. Der dort ruhte, schien aufmerksam zuzuhören, vielleicht lächelten seine bleichen Lippen, wer konnte es wissen? — zu der Geschichte. Ach, er begriff Emil, er, dem nichts erspart geblieben war, nicht die fiebernde Ungeduld des Künstlers, nicht seine Demütigungen, nicht der Hunger, nicht die Bitterkeit, nur auf Umwegen das Ziel zu erreichen. Er hatte einen Strich unter seine Lebensrechnung gezogen, als die Summe erreicht war, an der es ihm lag. Er war gegangen, als sein Werk vollendet war. Mutig hatte er die Schale zerbrochen, als ihr Inhalt gereift war. Emil würde nichts hinterlassen, wenn er ging, als höchstens Geringschätzung. Und doch, war es nicht das beste, er folgte dem Bruder? Wieder und wieder stand der Gedanke in ihm auf. Er fühlte tiefe Sehnsucht, sich einzuwühlen in diese Erdschollen, sich zuzudecken mit der stillen, dunklen Decke, unter der es sich so ruhig lag.

Da drang der grelle Ton einer Glocke herüber, laut und schrill klang sie durch die Stille . . . Emil richtete sich erschrocken auf. Die Sonne sandte glutvolle Abschiedsstrahlen über die Gräber hin. Im glühenden

Blau flimmerte der erste Abendstern. Neben der Mauer, die den Schall verdoppelt zurückgab, ertönten Schritte. Ein Mann mit einer Dienstmütze und bunten Aufschlägen, einer der Wächter des Kirchhofs, näherte sich, hinter ihm tauchte eine kleine, zierliche Frauengestalt auf.

„Da ist er! Ich danke Ihnen nochmals."

„Es wird geschlossen," rief der Beamte herüber, „beim dritten Läuten müssen Sie hinaus."

Emil erhob sich verwirrt. Da legte sich eine zarte Hand auf seinen Arm.

„Lillith!" rief er bestürzt.

„Ruht er hier?" fragte sie mit ihrer ruhigsten Stimme.

„Hier oder nebenan, sie wissen's nicht."

„Es ist auch gleichgültig, eines Tages bringt die Erde doch alle zusammen. Aber sehen Sie mich nicht so erschrocken an, ich bin keinem Grab entstiegen, ich bin auf die natürlichste Weise der Welt zu Ihnen gekommen." Sie zog ihre kleine Uhr heraus und blickte darauf. „Wir haben noch fünfzehn Minuten Zeit." Sie ließ sich auf dem Grabhügel nieder und winkte Emil neben sich. „Ich habe durch die Zeitung von dem traurigen Ereignis vernommen, setzte mich in den Zug, Sie wissen ja, ich war nur eine kleine Tagreise von hier entfernt und kam heute hier an.

Mein erster Weg war zu Frau Brancu, weil ich hoffte, von ihren Leuten Ihre Adresse zu erfahren. Es öffnete mir niemand; da ging ich in das Haus, wo Ihr Bruder gewohnt hat, in der Hoffnung, vielleicht hier etwas über Sie zu erfahren. Daß Sie hier angekommen waren, wußte ich nicht. Die Hausmeisterin, die ich traf, sagte mir, Sie wären entweder anwesend oder Sie hätten sich schon nach dem nördlichen Friedhof begeben, um das Grab Ihres Bruders zu suchen. Ich machte mich auf den Weg hierher. Ein gefälliger Wärter führte mich vor das gesuchte Grab. Gessenharter, kann Ihre Kameradin etwas für Sie tun? Reden Sie unumwunden. Ich bin schon lange in Unruhe um Sie gewesen, weil Sie gar nichts von sich hören ließen." Er blickte sie verwundert an. Er wußte nicht, daß Träne auf Träne seine Wangen herablief, bis er sie auf seinen Händen spürte. Da lachte er. Sie nickte ruhig. „Lachen Sie nur. Ich versteh solches Lachen. Ich möchte bloß eins wünschen, daß Sie sich irgendwo hinlegen und ausruhen, Sie sehen erbarmungswürdig aus."

„Ausruhen, hinlegen, Sie scheinen nicht zu wissen, gnädiges Fräulein . . ."

„Um Gotteswillen," sie hob die Hände an die Ohren, „gnädiges Fräulein! zwischen Gräbern, der leidende Mensch dem Menschen gegen-

über! wir wollen Du! zu einander sagen, das ist für jetzt viel angebrachter. Also hör, du bist fürs Spital reif, aber du sollst in kein Spital, ich will dich pflegen, bis —" Er wollte ihre Hand ergreifen, sie zog sie zurück. „Laß das." Er nickte. Einer wie er!

Ein stiller Blick, der ihm zum Herzen drang, war ihre Antwort.

„Weißt du denn alles von mir?"

„Ja," sagte sie einfach. „Du bist mit ihr bis jetzt zusammen gewesen, ich weiß alles, ich habe im stillen gehofft, daß du eines Tages, der Sache müde, dich sehnen würdest, andere Luft um dich zu haben."

„Andere, welche?" Er heftete die Augen auf sie, eine längst vergessene Stimmung wurde wieder lebendig in ihm. „Wenn du doch das Wort rein! aussprechen könntest, aber das kannst du nicht. Nein, das kannst du nicht. Und ich, ich bin, seit ich seine — Geliebte kennen gelernt habe, wieder wie — einst geworden . . ."

„Bist du das? Dann hätte ich meine Hand ja in die deine legen können. Brächtest du es zu stand, wirklich zu vergessen?"

Er zog die Brauen zusammen. „Wie sprichst du denn? Du hast es nicht nötig, du doch nicht . . ."

Sie erbleichte leicht. „Was glaubst du wohl von mir, sprich!"

„Daß — daß du ein gewisses Wort nicht mehr aussprechen kannst, ohne zu erröten, und weil du das nicht willst, läßt du es unausgesprochen . . .“

„Rein!“ brach es aus ihrem Mund, „rein, meinst du das Wort?“ Und ein Ausdruck der Innigkeit glitt über ihre Züge. „Gessenharter, du dummer, ganz dummer Mensch, hast du denn nicht mehr Menschenkenntnis, wie ein kleines Kind? Ein Mädchen, das am Sumpf aufgewachsen ist, wie ich, weißt du denn nicht, daß ein solches Mädchen scheuer, mißtrauischer, vorsichtiger ist, als das behütete, unwissende? Meine Seele hat ihre Myrthen verloren, ja, aber dafür kann nicht ich, dafür mache meine Eltern, meinen Bruder, meine Erziehung verantwortlich. Meine Seele hat ihre Myrthen verloren, aber mein Leib ist nicht weniger rein, als jener weiße, vor dem du in deines Bruders Atelier gekniet hast.“

Emil legte die Hände über das Gesicht.

„Weshalb hast du mir das nicht damals gesagt, es hätte mich gefeit. Ich stürzte in den Hörselberg, weil ich meinte, die andern da draußen seien nicht besser als sie selbst, die unheimliche Fürstin des Bösen . . .“

„Wozu soll man denn über Selbstverständliches reden? Sieh, daß ich Sympathie für dich empfand, entsprang ja nur dem instinktiven

16*

Gefühl, daß du mir ähnlich seiest. Ich wußte das, ich wollte dich wie eine Schwester hüten und bewachen, soweit es mir möglich war. Du hast viele häßliche Erfahrungen gemacht, aber dein Inneres ist voll Sehnsucht geblieben . . .“

„Jetzt sprichst du so zu mir, jetzt, da es zu spät ist, da ich ein gebrochener, verlorener Mensch geworden bin, einer, der nicht so viel Tatkraft wie der einfachste Tagelöhner besitzt, um das Weib, das er bevorzugt, durch seinen Verdienst ernähren und heimführen zu können.“

„Ach,“ ihre Augen leuchteten auf, „heimführen, heiraten meinst du? Denkst etwa gar dabei an — mich? Könntest du dir wohl vorstellen, daß ein Mädchen meiner Anschauungen sich verheiratet? Daß das kaum je geschehen wird, dafür haben meine Verwandten, mein Bruder und mein Vetter und deren Freunde durch die Enthüllungen gesorgt, die sie mir über sich machten. Das Mädchen, das nur kameradschaftlich mit ihnen verkehrte, haben sie nicht geschont. Heiraten, nein, Gessenharter, das könnte ich nicht. Wo ist denn das Ergänzende bei euch zu finden? Ihr seid ja viel schwächer und schwankender als wir. Ihr seid ja weniger als wir. Hast du es nicht verfolgt, das neueste Zeichen der Zeit, daß sich das

gleiche Geschlecht dem gleichen Geschlecht zuzuwenden beginnt? Die Ergänzung fehlt zwischen Mann und Weib. Die Weiber sind wie die Männer geworden, weil die Männer wie Weiber geworden sind. Die Frau findet bei der Frau mehr als beim Mann. Und der Mann findet die Eigenschaften, die er früher vom Weib begehrte und an ihm liebte, viel eher bei — seinen eigenen Geschlechtsgenossen. Heiraten möchte ich dich nicht — aber dein treuer Kamerad, dein Freund, das möchte ich sein, da könnte ich dir in manchem helfen, dir noch manches retten, da fände ich eine Aufgabe."

„Könntest du dich denn — an meine Seite versetzen?"

„An deine Seite? Sehr gut könnte ich das."

„Und wenn es keine starke Hand ist, so sei es eine liebe," schien es Emil aus der Erde zu tönen.

„Lillith," sagte er, „soll ich dir gestehen, daß das, was du, um deine Worte zu wiederholen, mir sein könntest, mir vollständig genügen würde, daß ich ein Mehr von dir gar nicht begehrte."

Sie blickte gedankenverloren, ohne zu antworten, in die goldene Ferne vor sich.

„Lillith, im Grunde verstehe ich dich besser als du meinst. Dasselbe Suchen nach festem

Boden wie in dir, lebt auch in mir. Glaubst du nicht, daß, wenn zwei vereint suchen, sie leichter finden, was sie finden möchten? Und daß wir schließlich auch den Weg finden könnten, der unsere Herzen einander entgegen führt? . . . Ach, wer beten könnte! Kannst du es?"

„Meine Mutter hat es mich nie gelehrt."

„Ebenso wenig wie mich die meine. Ob es die Unrast nicht aufheben könnte! Lillith, wollen wir wie zwei Kinder, die sich ein goldenes Weihnachtsgeschenk erbitten, vor Maria unser erstes Gebet, unser Gebet um Frieden versuchen?"

Lillith zuckte zusammen, dann sagte sie:

„Gessenharter, Maria ist zerschlagen."

Er sah sie verständnislos an.

„Maria ist zerschlagen," wiederholte sie.

Da stotterte er: „Sag es — nochmals, ich — hab dich nicht verstanden . . ."

Sie faßte seine Rechte mit kräftigem Griff. „Du hast so viel überwunden, überwinde nun auch das letzte. Als mich die Hausbesorgerin ins Atelier wies, bemerkte sie mir, eine Dame, dieselbe, die schon mit dir da gewesen wäre, befände sich darin. Ich trat ein. Aus dem Nebenraum tönten mir Hammerschläge entgegen. Ich öffnete ahnungslos die Tür und stand

— Frau Brancu gegenüber. Sie glich einer Rasenden. Ihre Augen blitzten, sie stammelte unverständliche Worte vor sich hin und schwang einen Hammer gegen eine weiße Marmorgestalt, deren Haupt bereits zersplittert am Boden lag. Ich wollte ihr entsetzt in den Arm falllen, da faßte sie mich drohend an.

„Es ist mein, ich hab's ihm abgekauft, bezahlt. Ich kann es zerschlagen, wenn's mich freut . . .“

Emil stieß einen heisern Schrei aus.

„Die Bestie, die entfesselte, ich muß zu ihr, ich will sie erwürgen . . .“ Er wollte fortstürzen, Lillith hing sich an ihn. „Bleib, begehe keine Tollheit, weshalb willst du durch eine Gewalttat den Schatten dieser Frau für ewig an dich fesseln. Und überdies triffst du sie längst nicht mehr, ich sah eine Droschke vor dem Haus stehen, wollte sie benützen, um hierher zu fahren, erhielt jedoch vom Kutscher den Bescheid, er erwartete die Dame zurück, die er hierher gebracht habe, um sie nach dem Bahnhof zu führen . . .“

Emil schlug sich wild vor die Stirn. „Dann will ich den Teufel wenigstens anzeigen.“

Lillith schüttelte den Kopf. „Auch das nützt dir nichts, sie hat ja das Werk deines Bruders bezahlt, es war ihr Eigentum, mit

dem sie nach Herzenslust schalten und walten durfte."

Emil riß mit einer Gebärde des Abscheus den Check aus seiner Brusttasche und schleuderte ihn von sich. Lillith hob das Papier auf, warf einen flüchtigen Blick darauf und steckte es ein. „Willst du ihr auch noch den Triumph lassen, dich als Narren verlachen zu können? Dein Bruder hat gearbeitet, und dieses Geld hier bezahlt seine Arbeit. Sentimentale Gefühle sind hier nicht am Platze. Wenn du den Check nicht willst, nehme ich ihn."

„Ich hätte ihn, weiß Gott, nicht berührt," stieß Emil hervor, „wenn mir nicht an der Unbemakeltheit von meines Bruders Namen gelegen hätte: Rasso hat Schulden hinterlassen."

„Gut," sagte Lillith ruhig, „ich werde sie von dieser Geldanweisung bezahlen. Ich werde alles ordnen, überlaß alles mir."

„Sein Lebenswerk, seine Liebe, sein Stolz, meine Erlösung, vor ihr hätt ich beten können —" Er sank in tränenlosem Schluchzen auf den Grabhügel zurück und verhüllte sich das Gesicht.

Lillith setzte sich dicht zu ihm hin. „Gessenharter, fasse dich! Sieh, die Vernichtung des Bildwerks stellt dir im Grunde nur deine Phantasie als so grausame Tat dar."

„Jahrhunderte hätte sie gelebt," flüsterte

er erstickt, „Unsterblichkeit hat aus ihren Zügen geblickt, du hast sie ja nicht gesehen . . .“

„Was sind Jahrhunderte?“ Lillith zuckte die Schultern. „Was sind Jahrtausende? Kommt nicht ein Tag, da weder der Name Goethe, noch Homer auf Erden erklingen wird, da die Venus von Melos nicht mehr als ein Staubhäufchen sein wird. Es ist ja so lächerlich, von Unsterblichkeit zu reden! Die große Umwälzung, die alles ereilt, wird keine Spur unserer Errungenschaften, unserer Geschichte übrig lassen. Ob dein Werk früher oder später Erde wird, ob du selbst früher oder später zu Erde wirst, was liegt daran? Handelt es sich wirklich darum, Spielschachtelwerte auszuklügeln und das Leben in tragikomischer Bemühung, „unsterblich“ zu werden, hinzubringen? Wollen wir uns nicht lieber ein wenig in die Sonne setzen und uns an ihr freuen? Wenn's dir recht ist, ordne ich hier alles, dann gehen wir fort, irgendwohin, wo es still und warm ist. Dort versuche zu vergessen, was du erlebt hast, ich will dir treulich helfen dabei. Bist du genesen, dann wollen wir anfangen, uns durch irgend eine Arbeit so viel zu erwerben, daß wir nicht zu hungern brauchen.“

Sein Kopf blieb gesenkt, seine Hand aber tastete nach der ihren, und da er sie gefunden hatte, umspannte er sie fest. „Warum

ist Maria erschlagen, sie hätte mich beten gelehrt?"

„Sie ist nicht erschlagen, sie geht über die Erde still und weiß und kommt zu denen, die Sehnsucht nach ihr haben. Sie ist zu deinem Bruder gekommen und hat ihm das Glück geschenkt, sie zu schauen. Dann sind beide verschwunden, das Glück und der Mensch, sie, die nicht mehr sind als große leuchtende Vorstellungen.

„Lillith, du hast doch gar zu flüchtige Flügel; wenn wir wirklich irgendwo eine Hütte für uns fänden, wäre das nicht der Anfang eines neuen Lebens?"

„Glaubst du?" meinte sie nachdenklich, die grauen Augen hinausrichtend, „es kommt ja nur auf das an, was du glaubst. Das allein wird dir zum Heil oder Unheil werden."

„Ich empfinde eine große Andacht," sagte er, den Arm um sie legend, „mir ist, als sähe ich durch die Dunkelheit all der Schöpfungsgeheimnisse, durch das scheinbare Chaos der Menschheitsschicksale, doch die Spuren einer schlichtenden Hand. Über der Hand aber muß sich ein Haupt wölben, ein Haupt, in dem eine Absicht wohnt, wie in der Erde das Feuer."

Und sie kauerten, Wange an Wange geschmiegt, Hände in Hände verschränkt, auf

dem Grabhügel, sie in ihrer Jungfrauenreine und er mit der großen, hellen Sehnsucht des Kindes, die keine Verworfenheit hatte trüben können.

Da erklang der schrille Ton der Glocke. Lillith erhob sich.

„Komm nun, laß uns gehen, laß uns versuchen, deine Hütte zu finden . . .“

Ferner:

Die neue Eva.

2. Auflage (3.—4. Tausend).

Preis brosch. M. 2.50, gebunden M. 3.50.

„Das sind sieben Geschichten, die tief aus dem Werden und Wollen des Weibes heraus geschrieben sind. Maria Janitschek hat hier die künstlerische Seite ihrer Kraft gefunden. Kaum jemals ist Psychologie und Physiologie in der Novelle so innig verbunden worden, wie in diesen Geschichten. Glut und Wahrheit, ein feines Spüren nach den geheimsten Regungen der Eva-Natur, eine glückliche Hand im Ausmalen des Schleierlosen — das alles und noch einiges findet der Leser — die Leserin möge freilich nicht zu jung sein — in den Erzählungen von der neuen Eva."

Berliner Lokalanzeiger.

Auf weiten Flügeln.

Erzählungen.

Preis brosch. M. 2.50, eleg. geb M. 3.50.

„Lange las ich nicht so Ergreifendes, Schönes. Es sind Novellen; auf weiten Flügeln einherrauschend, gemahnen sie an fremdländischer Blumen berückenden Duft. Eigenartig und fremd klingen die Namen, und fremdartig sind die Stoffe, man fühlt sich auf weiten Flügeln schwebend über den Wogen des Meeres, auf wilden, gigantischen Felsen, auf unzugänglichen Wegen, in unentweihten Wäldern, wo der Dichterin „heimatlose Nachtigall" schluchzt, weit unserer Alltäglichkeit entrückt. Ein erhebendes Gefühl bemächtigte sich meiner, man möchte sehr gerne der Dichterin die Hand schütteln und ihr danken. Jede der fünf Novellen ist eine Perle. Besonders „In der Frühe", „Heimatlose Nachtigall" und „Um der Glorie willen". Möge die Lektüre dieses Buches noch manchem Menschenkinde erhebende Stunden bereiten."

Arbeiterwille.

„Da ist Phantasie darin und Empfindung, und wo die Grazie fehlt, stellt sich die Leidenschaft ein."

Neues Wiener Tageblatt.